Gedenkblätter.

Gedenkblätter

aus dem

Heldenkampfe Deutschlands

mit

Frankreich

1870 und 1871.

Zusammengestellt und bearbeitet

von

Richard Laxmann,
Stadtpfarrer in Heilbronn.

Neue Folge.

Heilbronn.
Albert Scheurlen's Verlag.
1873.

Druck von Woerner & Comp. in Stuttgart.

Vorwort.

Theils vielfachen Wünschen einer Fortsetzung meiner Gedenkblätter, theils freundlicher Handreichung von manchen Seiten hat dieses dritte Bändchen seine Entstehung zu verdanken. Es ist ja die Geschichte des größten Jahres in diesem Jahrhundert eine unerschöpflich reiche Quelle der Erinnerung und Erquickung für unser deutsches Volk. Daß es solche Erinnerungen gerne liest, haben die beiden ersten Bändchen erfahren. Ich darf wohl hoffen, daß der geneigte Leser auch in dem dritten Perlen finden werde, die einen bleibenden Glanz und nachhaltigen Werth besitzen.

Wenn neben den großen Darstellungen des deutschen Kriegs sich solche kleine Kundschafter, wie diese Blätter,

ins Land der Geschichte wagen, so haben sie hiezu einen wirklichen Beruf; und auch gegenüber den volksthümlichen Geschichten des Kriegs im Zusammenhang tragen sie ihr besonderes Gepräge. Fürs erste sind es nur Stücke und Ausschnitte, denn das Wort Göthe's: „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!" beruht auf einer tiefwahren Beobachtung des Volkes. Fürs andere sind es Spiegelbildchen göttlicher Wirkungen und Führungen, denn das Wort des alten Sängers: „Herr, wenn ich gedenke, wie Du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet!" bewährt sich in solchen gewaltigen Zeiten in jedem kleinsten Zuge. Endlich sind es Samenkörner für die Herzen von Alt und Jung, an welchen im Kleinen sich das Sprichwort erfüllen soll: „die Geschichte ist die Lehrerin der Völker."

Den Stoff haben weniger die Tageszeitungen geboten — diese schwimmen mit dem Strome der Gegenwart weiter; — er ist viel mehr aus christlichen Volksblättern und persönlichen Mittheilungen genommen. Den Zusendern der letzteren drücke ich dankbar die Hand: wir wollen auch im Frieden fortarbeiten an der geistigen Waffenrüstung unseres Volks! Unter den erstern erwähne ich mit besonderem Danke das in so reichem

Segen stehende „Stuttgarter Evangelische Sonntagsblatt" und die für die gebildeten Stände bestimmte Zeitschrift „Daheim." Was aus solchen gedruckten Arbeiten in diese Blumenlese hereingezogen ist, wird gewiß manchen Leser reizen, so geistvolle Schriften, wie Lohmanns „Ethische Studien aus Frankreich" und so ergreifende Schilderungen wie die des bereits angekündigten „Tagebuchs aus Straßburg" von Max Reichardt selbst zur Hand zu nehmen. Sehr zu bedauern fand ich es, daß katholische Quellen für meine Zwecke so spärlich flossen. Die „Friedensbilder" von Pater Marty zeigen eine ganz andere Lebens- und Glaubensanschauung als meine Blätter. Auch von jüdischen Mittheilungen habe ich gerne und dankbar Gebrauch gemacht.

Auch diesmal habe ich jedes einzelne Gedenkblatt in die Beleuchtung eines besonderen Gotteswortes gestellt, denn es muß einem Freunde der ewigen Wahrheit vom höchsten Werthe sein, die Gottesthaten im Spiegel der Gottesworte zu beschauen und zurecht zu legen. — Möge nun auf solchem Grund auch dies Bändchen unserem Volke ein Fingerzeig aus dem Krieg für den Frieden werden! Mit tiefer Wehmuth sehen wir weithin die Wohlthaten Gottes in dem Gedächtniß vieler

wie im Sande verschwinden, ehe noch die Wunden des Kampfes recht vernarbt sind. Warum sollte nicht die Gnade Gottes, der auf das Kleine sieht, auch diese Blätter zu Gefässen machen, aus welchen die Erinnerung unseres Volkes sich erfrischen kann zum Lobe des Herrn?

Heilbronn, am Sedanstage 1872.

Richard Laurmann.

Inhalt des dritten Bändchens.

Eingang.

I. Unter den Schrecken des Krieges.

II. Unter dem Segen des Kreuzes.

Abschluß.

Eingang.

„Was ist in diesen Tagen nicht alles wider Hoffen und Erwarten geschehen! Das ist kein gewöhnliches Menschenleben; wir werden auch kommenden Geschlechtern ein Wunder sein!“

Aeschines nach der Schlacht bei Arbela.

1. Ein Ueberblick.

Ich will dich zum großen Volke machen
und sollst ein Segen sein! 1 Mos. 12, 2.

Als am 23. Mai 1872 der berühmte Sprachengelehrte Max Müller aus Oxford im größten Hörsaale des Straßburger Schlosses seine Vorlesungen begann, drängte ihn die Bewegung seines Herzens und die Bedeutung der Stätte, in welcher jetzt wieder das deutsche Reich sein Kleinod im Westen erkennen darf, zu folgenden Einleitungsworten an die studirende Zuhörerschaft:

„Meine Herren, die Zeit, in der wir leben, ist groß, so groß, daß wir dieselbe uns gar nicht groß genug denken können; so groß, daß wir alle, jung und alt, gar nicht groß und gut und brav und fleißig genug sein können, um uns dieser großen Zeit nicht ganz unwürdig zu bezeigen.

Wir älteren Leute haben auch trübe Zeiten durchlebt, Zeiten, wo für einen Deutschen die Wissenschaft die einzige Zuflucht, der einzige Trost, der einzige Stolz war; Zeiten, wo es kein Deutschland gab außer in der Erinnerung und vielleicht in der stillen Hoffnung. Und die, welche diese trüben Zeiten durchlebt haben, die fühlen erst recht im tiefsten Herzen den Segen der Gegenwart. Wir haben nun wieder in Deutschland ein einiges, großes, starkes Vaterland; und das nenne ich einen Segen, nicht nur in äußerlicher Hinsicht, weil es uns endlich die wahre und dauernde Sicherheit

unserer Heimat gegen die Angriffe unseres mächtigen Nachbarn gewährt, sondern weit mehr noch in geistiger Hinsicht, weil es einem jeden Deutschen eine höhere Verantwortung auferlegt, uns an größere Pflichten mahnt, uns Muth und Kraft gibt, auf der Wahlstatt des Geistes uns so brav und tapfer, so unüberwindlich und siegreich zu beweisen, als auf dem Schlachtfelde des Krieges.

Theuer, furchtbar theuer ist dieser Segen erkauft — theurer, als die Freunde der Menschheit gehofft hatten; denn so stolz wir auf unsere Siege und unsere Sieger sein dürfen, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, es gibt in der Geschichte der Menschheit nichts, was so unmenschlich ist, nichts, was uns so an dem guten Geist der Menschheit verzweifeln läßt, nichts, was uns so demüthigt bis in den Staub, als Krieg; — es sei denn, daß selbst der Krieg veredelt und geheiligt werde, wie er es bei uns war, durch das Gefühl der Pflicht: der Pflicht gegen das Vaterland, der Treue für die Vaterstadt, der Liebe zum Vaterhaus, zu Vater und Mutter, zu Frau und Kind. Dann, nur dann wird selbst der Krieg verklärt zum höchsten und schönsten Opfer der Menschheit; dann, nur dann dürfen wir der Weltgeschichte getrost ins Auge sehen und fragen: „Wer hätte anders gehandelt als wir?"

Ich überlasse das Herausfinden der kleinlichen Ursachen des letzten Krieges gern dem Scharfsinn der fremden Staatsmänner, die nur Augen für das unendlich Kleine haben und blind sind für das mächtige Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, welche sich für uns in der Geschichte der Völker, wie der Einzelnen offenbart. — Ein Volk muß ein Gewissen haben, ebenso wie jeder Einzelne; ein Volk muß sich Rechenschaft ablegen können über die sittliche Berechtigung eines Kampfes, für den es alles fordert, was dem Menschen am theuersten ist. Und das ist eben das Schönste dieses jüngsten Krieges, daß jeder

Deutsche, wenn er auch bis auf die tiefsten Tiefen seines Herzens hinabblickt, sich sagen kann: ‚Das deutsche Volk wollte weder Krieg noch Eroberung; es wollte nur Frieden, nur freie Entwicklung im Innern. Ein anderes Volk, oder wenigstens seine Machthaber maßten sich das Recht an, uns neue Maingrenzen, ja neue Rheingrenzen vorzuschreiben, um das Werk der deutschen Einigung auf immer zu verhindern, an dem unser Volk nun schon so lange gearbeitet hatte. Gern hätte das deutsche Volk noch länger gewartet, denn wir wußten, daß Deutschlands Einigung unvermeidlich war, — und das Unvermeidliche hat keine Eile. Als uns aber der Fehdehandschuh vor die Füße geworfen wurde, nicht nur von furchtbar verblendeten, furchtbar leichtherzigen Ministern, sondern unter dem Jubel der ganzen französischen Nation, da sah das deutsche Volk, was es von seinen Nachbarn unter Napoleonischer Herrschaft zu erwarten hatte, und es erhob sich zu einem Kampf auf Leben und Tod.‘

Der Zweck dieses Kampfes war Friede, nichts als Friede; und darum ist es eben jetzt, nachdem der Friede erkämpft, nachdem die oft bedrohte, oft verletzte Westgrenze unseres Vaterlandes nun für ewige Zeit gesichert ist durch Schanzen, die die Natur selbst gebaut, darum ist es eben jetzt unsere Pflicht, der Welt zu zeigen, daß wir Deutsche nach wie vor dem Kampfe dasselbe Volk sind und bleiben, daß Kriegsruhm uns nicht berauscht, daß wir die Thore des Westens getreulich hüten wollen zum Heile unseres Volkes, zum Heile unserer Nachbarn, zum Heile des allgemeinen Weltfriedens, daß wir Frieden wollen mit aller Welt, selbst mit unsern alten Feinden. Man prophezeit uns im Auslande, das wissen Sie, keine schöne Zukunft. Man sagt, die alte einfache deutsche Sitte sei im Schwinden, die Ideale unseres Lebens seien vergessen, die Freude am Wahren und Schönen werde bei uns, wie in andern Ländern, der Genußsucht, der Geldgier, der politischen Eitelkeit weichen.

Es gilt, mit aller Kraft diese Prophezeiungen zu Schanden zu machen und das Banner des deutschen Geistes höher zu halten als je. Deutschland kann nur groß bleiben durch das, wodurch es groß geworden, durch Einfachheit des Lebens, durch Genügsamkeit, durch Fleiß, durch Ehrbarkeit, durch hohe Lebensideale, durch Vermeidung von Luxus, Schwelgerei und Prahlerei. Non propter vitam vivendi perdere causas, — ‚nicht aus Lebensluft die Lebenskraft vergeuden!‘ — dies sei und bleibe unser Wahlspruch!"

Die starken Wurzeln unserer Lebenskraft werden freilich nicht bloß da zu suchen sein, wo der berühmte Redner sie sucht, in der Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, welche unserem Volke von Lessing und Kant, Fichte und Schleiermacher, Schiller und Göthe eingeprägt ist; sondern wir werden die Gottesfurcht eines Freiherrn von Stein und die Glaubenskraft eines Martin Luther in dem neuen Zeitalter deutschen Volkslebens mit jenen Idealen verbinden müssen, wenn unser Volk ein Segen sein soll für seine Kinder und für seine Nachbarn.

---

2. Eine gründliche Warnung.

Sei nicht stolz, sondern fürchte dich!
Röm. 11, 20.

So unvermuthet Gottes Gerichte hereinzubrechen pflegen, so gewiß ist es, daß die Sturmvögel des Gerichtes schon zuvor sich erheben, ehe es geschieht. Wem die Augen geöffnet sind, der mag sich wohl gar einsam vorkommen unter Leuten, die, mit Blindheit geschlagen, ihre Zeit nicht verstehen. Eine solche Stellung war dem Militärbevollmächtigten Frankreichs in Berlin, Baron Stoffel, gegeben, der

mit der größten Klarheit die Schwäche seines Landes erkannte und schon am 23. April 1868 und am 12. August 1869 seine warnende Stimme erhoben hatte, ehe das Gewitter im Juli 1870 zum Ausbruch kam. Es ist ein ergreifendes Bild, das er von beiden Ländern entwirft; wir führen nur den Abschluß seiner Gedanken den Augen unseres Volkes vor, damit wir daraus mehr lernen, als die Franzosen aus dem Ganzen gelernt haben. Er sagt:

„Wenn man die sittlichen Zustände beider Länder betrachtet, so muß man anerkennen, daß dieses so scharfblickende, so wachsame und der Aufgabe, die es sich gestellt, so bewußte preußische Volk zugleich das am meisten unterrichtete und disciplinirte in Europa ist; daß es voller Saft, Thatkraft und Patriotismus ist, noch nicht verdorben durch das Bedürfniß materieller Genüsse; daß es sich warme Ueberzeugungen und die Achtung vor allem Achtungswerthen bewahrt hat. Welch ein betrübender Gegensatz! Frankreich hat über alles gelacht und das Ehrwürdigste findet daselbst keine Achtung mehr. Die Tugend, die Familie, die Liebe zum Vaterlande, die Ehre, die Religion werden einem leichtfertigen und zweifelsüchtigen Geschlechte als Gegenstände des Spottes dargestellt. Die Theater sind Schulen der Schamlosigkeit und Unfläthigkeit geworden. Von allen Seiten träufelt das Gift Tropfen um Tropfen in die Glieder einer unwissenden entnervten Gesellschaft, die weder die Einsicht noch die Thatkraft besitzt, um sich bessere, auf Recht und Gerechtigkeit begründete Einrichtungen zu geben, die dem Geist unserer Zeit angemessen, aber vor allem geeignet wären, sie unterrichteter und sittlicher zu machen. So schwinden allmählig alle schönen Eigenschaften der Nation dahin; der Edelmuth, die Loyalität, der Zauber unseres Geistes und der Schwung der Seele verlieren sich und dieses edle französische Geschlecht wird sich bald nur noch an seinen Fehlern wiedererkennen. Und unterdessen bemerkt Frankreich nicht, wie ernsthaftere

Nationen ihm auf der Bahn des Fortschritts vorauseilen und es auf den zweiten Rang zurückdrängen.

An dieser meiner Darstellung wird man in Frankreich ohne Zweifel wenig Geschmack finden und doch ist dieselbe nichts als der Ausdruck der Wahrheit. Ich wünschte, daß aufgeklärte und von jedem Vorurtheil freie Franzosen nach Preußen kämen und dieses Land studirten. Sie würden da alsbald eine ernste, derbe und starke Nation erkennen, die allerdings jedes Reizes, jeder zarten und edlen Empfindung, aller der Eigenschaften, die man anziehend findet, entbehrt, aber dafür mit den achtbarsten Tugenden ausgestattet ist, mit der Liebe zur Arbeit und zum Studium, einem unermüdlichen Fleiße, dem Sinn für Ordnung und Sparsamkeit, mit Patriotismus, Pflichtgefühl und dem Gefühl für persönliche Würde, mit welchem sich Achtung vor der Autorität und Gehorsam gegen die Gesetze verbinden. Sie würden ein vortrefflich verwaltetes Land erblicken, dessen Regierung auf festen, gesunden und sittlichen Einrichtungen beruht, wo die höchsten Stände sich ihres Ranges würdig zeigen und den ihnen gebührenden Einfluß bewahren, und wo sie zugleich am meisten aufgeklärt sind, mit dem Beispiel patriotischer Aufopferung voran gehen und sich unablässig dem Dienste des Staates widmen; ein Land endlich, wo jedes Ding an seinem Platze ist und wo in allen Gliedern des gesellschaftlichen Körpers die vollkommenste Ordnung herrscht. Vielleicht würden die Beobachter Preußen unwillkürlich mit einem Staunen erregenden, aber stark massiven Gebäude vergleichen, das fest gefügt vom Grunde bis zum Giebel, und in welchem jede einzelne Lage in der Weise angebracht ist, wie es für die Dauerhaftigkeit des Ganzen am meisten geeignet, ein Gebäude, das man wegen seiner meisterhaften Anordnung bewundert, an dem aber freilich nichts dem Auge lieblich erscheint, noch in irgend welcher Hinsicht das Gefühl anregt. Wie wäre es möglich, nicht tief betrübt

zu sein über diese Gegensätze, wenn man, wie ich, von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt ist!

Und man darf nicht vergessen, daß in diesem Kriege Preußen oder genauer gesprochen der Norddeutsche Bund über eine Million unterrichteter, disciplinirter und stark organisirter Soldaten verfügen wird, während Frankreich kaum 3—400,000 besitzt. Ueberdies enthalten die Heere des Bundes den ganzen mannhaften Theil, die ganze Intelligenz und alle lebendigen Kräfte einer Nation, die von Zuversicht, Thatkraft und Vaterlandsliebe erfüllt ist, während die französische Armee fast ausschließlich aus dem unwissendsten und ärmsten Theil der Nation zusammengesetzt ist. Das deutsche Heer wird eben in Folge des Umstandes, daß es den ganzen mannhaften Theil des Volkes, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Stellung, umfaßt, sich durch die Achtung und das Ansehen ohne gleichen unterstützt und gestärkt fühlen, deren es im Lande genießt, während das französische Heer, von den Einen als eine unnütze Einrichtung betrachtet, von den Andern, welche darin Verderbniß und Zuchtlosigkeit zu verbreiten streben, in seinem Bestand erschüttert, durch den gänzlichen Mangel an Achtung niedergedrückt wird und fast ganz ohne Bewußtsein der Aufgabe dahinlebt, welche es zu erfüllen hat.

Ich mache ein letztes mal auf diesen auffallenden Gegensatz aufmerksam, welchen die militärischen Kräfte der beiden Nationen und die Nationen selbst darbieten. Ich kann nicht verhehlen, daß derselbe für mich und einige Franzosen, welche den Krieg als unvermeidlich betrachten und Berlin bewohnen, den Gegenstand unserer schmerzlichsten Besorgnisse und beständiger Trauer bildet. Ich würde aus dem Rahmen meiner Befugnisse heraustreten, wollte ich die großen Maßnahmen angeben, die geeignet wären, solchen beklagenswerthen Zuständen abzuhelfen. Aber wie sollte man nicht betroffen sein über diese sittliche Auflösung, die

in Frankreich entsetzliche Fortschritte macht, und wie ließe sich verkennen, daß die Erstarrung, in welcher das französische Volk lebt, sowie sein verblendeter Dünkel es hindern, zu einer Einsicht in das Uebel zu gelangen? Es wäre Sache der Regierung, die unumgänglich gewordene Arbeit einer vollständigen Regeneration auf sich zu nehmen, und dieses edle Bestreben könnte ihr nur dann glücken, wenn mehrere unserer wesentlichen staatlichen Einrichtungen von Grund aus abgeändert oder besser durch andere ersetzt würden, welche geeignet wären, die Bildung und Sittlichkeit des Volkes zu fördern und männliche Tugenden in demselben zu entwickeln.

Unter diesen, die Wiedergeburt des Volkes anbahnenden Einrichtungen würden, wie das Beispiel Preußens zur Genüge beweist, zwei in erster Linie kommen: die allgemeine Wehrpflicht und der Schulzwang. Um nur von der allgemeinen Wehrpflicht zu sprechen, so muß man vor allem sich fragen, ob das französische Volk die erforderlichen Eigenschaften besitzt, um dieselbe anzunehmen und durchzuführen. Die Antwort lautet leider entmuthigend. Von Eigendünkel erfüllt und durch Selbstsucht verkehrt würde das Volk kaum sich einer Einrichtung anbequemen, von deren kräftiger und fruchtbarer Wirkung es keine Ahnung hat, und deren Durchführung Tugenden erfordert, die es nicht besitzt: Aufopferungsfähigkeit, Selbstverleugnung und Pflichtgefühl. Gleich den einzelnen Menschen, welche sich im Leben nur durch die harten Lehren der Erfahrung bessern lassen, kommen auch die Völker zu einer Verbesserung ihrer staatlichen Einrichtungen erst, nachdem sie in grausamen Prüfungen deren Nothwendigkeit haben erkennen müssen. Preußen hat Jena gebraucht, um in sich zu gehen, und ein Gefühl der Nothwendigkeit, sich in gesunden und männlichen Institutionen zu verjüngen, um den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht für alle Bürger anzunehmen. Und im Vorbeigehen gesagt,

man darf wohl behaupten, daß wenn Preußen diese Einrichtung nicht bereits besäße, es heute unmöglich wäre, dieselbe zur Durchführung zu bringen."

Preußens Ruhm in diesen Sätzen hat sich bewährt, es ist Deutschlands Segen geworden. Möge nur Stoffels Warnung von Deutschland besser beachtet werden, als von dem armen Frankreich!

---

3. Ein Fingerzeig.

Aber wer glaubt unserer Predigt?
Jes. 53, 1.

Der Erzbischof von Rouen hat in der Fastenzeit 1871 einen Hirtenbrief ausgehen lassen, in welchem er mit tiefer Erkenntniß und hohem Muthe seinem Volke Buße predigt. Da erinnert er die Seinen an ein prophetisches Wort des berühmten Kanzelredners Lacordaire, welcher in der Kirche Notre Dame zu Paris vor etwa zwanzig Jahren gegen die Genußsucht predigte und nun Folgendes aussprach:

— — „Er aß! — Das ist das Wort, mit welchem die Heilige Schrift die Erzählung der ersten sittlichen Revolution der Menschheit beschließt. Ein Wort, prächtig in seiner Niedrigkeit, welches sich findet im Grund alles dessen, was zu Ende geht. — Belsazar aß, als das Reich der Chaldäer unter das Schwert des Cyrus fiel. Er hielt in der Hand einen Becher des Tempelraubes, welcher zugleich die Gottesleugnung und die Wollust in sich schloß, als der prophetische Finger auf die Mauer gerade vor ihm die Stunde und die Ursache seiner Verwerfung schrieb. So endete Babylon in einem Festgelage; so gieng Rom unter in einem andern Festgelage. So starben alle Reiche, den Becher in der Hand und die Gotteslästerung im Munde. So, Fran-

zosen, wird das eure untergehen, wenn ihr nicht die Wahrheit hört, die noch zu euch redet; wenn die Mauern des Evangeliums, halb von euch gebrochen, sich nicht wieder erheben, um euch Schutz zu bieten. Weder eure Wissenschaften, noch eure Künste, noch die furchtbare Entwicklung eurer äußerlichen Macht, womit ihr euch hinreichend ausgestattet glaubt, um die Masse im Zaum zu halten, — nichts von dem allem wird auch nur um eine Viertelstunde das Herannahen eures Falles verzögern, mit dem euer Verderben verbunden ist. — — Cyrus, — ich weiß nicht, wer Cyrus sein wird, — aber Cyrus, ein neuer Mensch, an Gott gläubig . . . wird die Mauern Babylons umstürzen, und mit einem letzten Stoß zur Erde werfen den Becher und das Leben Belsazars. Alles das wird geschehen in einer Stunde der Nacht, während ihr essen und trinken werdet wie die Menschenkinder zur Zeit der Sintflut, wie die Kinder Israel, als der Sohn Vespasians die Wälle überschritt. Dieselbe Stunde wird euch an demselben Tische, derselbe Blitzschlag bei demselben Weine finden. Neue Geschlechter, über eure Zweifel und über eure Verneinungen spottend, werden kommen und sagen: wir kommen im Namen des Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat! Verderbte Geschlechter, unreine Reste eines verworfenen Materialismus, hört, vernehmt die Stimme derer, die euch Wahrheit, Gerechtigkeit, Glauben und Gewißheit bringen mit dem alten Namen Gottes. Erhebet euch zum Leben, wenn es möglich ist; theilt den Sieg mit uns, wenn ihr stark genug seid, in euren Besiegern die Gotteshand zu segnen, die euch gezüchtigt hat und die in die Züchtigung die Auferstehung legt!"

Das ist ein Gotteswort gewesen, und die Erfüllung ist ihm auf dem Fuße gefolgt. Aber es heißt bei den Menschen oft genug: Zu spät!

---

4. Klare Blicke in trübe Stunden.

Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Matth. 24, 26.

Beim Herannahen des Kriegssturmes hörten wir mit Schmerz und Schrecken aus dem Mittelpunkte Frankreichs nur hohe Worte und stolzes Höhnen. Die Blätter des Tages erklärten, die preußische Regierung habe Frankreich absichtlich beschimpft, sie wollte sich bei dem deutschen Volk ein Ansehen geben und darum habe sie Frankreich nicht nur unhöflich behandeln, sondern geradezu demüthigen wollen. Alle diese Vorwürfe fanden ihren Ausdruck in dem Rufe des Constitutionel: „Preußen beschimpft uns, überschreiten wir den Rhein! Die Soldaten von Jena sind bereit!" Es ist das bitterer Hohn gewesen; der Tag von Jena, 14. Oktober 1806, an welchem die Heeresmacht Preußens unter den Tritten Napoleons zusammenbrach, erinnert uns an die schlimmsten Zeiten deutscher Schwäche. Aber 1870 war nicht 1806, und Claudius warnt in einem bekannten Gedichte: „Ein großes Maul es auch nicht thut!"

Daß aber nicht jedermann in Paris dem großen Maul und hohen Prahlen traute, erkennen wir aus einer Mittheilung, die wir jüngst gehört haben. Ein deutsches Fräulein, welches sechs bis sieben Jahre lang als Hauslehrerin in einer angesehenen Familie daselbst zugebracht und die freundlichste Behandlung wie ein Familienglied erfahren hatte, entschloß sich beim Ausbruch des Kriegs zur Heimkehr, um ihre verwittwete Mutter in den Gefahren und Schrecken des drohenden Einfalls französischer Heere nicht allein zu lassen. Ungern hörten, ihres ansprechenden Umgangs gewohnt, die Frauen des Hauses von diesem Vorhaben, wollten jedoch, die kindliche Pietät ehrend, nichts drein reden. Die Herren des Hauses aber und die näheren Freunde,

darunter ein Professor und ein vormaliger Abgeordneter, gaben ihr die Versicherung, die Gefahr, welche ihr so bange für die Mutter in der Heimat mache, sei nicht so groß. Im Gegentheil, wenn sie nicht so eilig nach Deutschland zurückverlange, so werde sie ihre Landsleute noch in Paris begrüßen können; die Pariser mit ihrem voreiligen Kriegs- und Siegesjubel täuschen sich sehr. Von dem Napoleonischen Regiment habe Frankreich schwerlich einen Sieg und Erfolg zu erwarten, die Deutschen aber werden ihren Mann stellen und ihre Grenze zu hüten wissen. „So weit wir in die Verhältnisse hinein sehen," hieß es ferner, „gewinnen diesmal die Deutschen weit eher den Sieg, als Frankreich! Deutschland besitzt eine Frankreich weit übertreffende Schulbildung, auch eine höhere religiöse und sittliche Kraft, und auf dieser ruht zweifellos auch seine höhere Kriegstüchtigkeit und sein wahrscheinlicher Sieg!"

Auch andere haben diesem Urtheil in jenen Tagen beigestimmt, wenn sie gleich nicht gegen den großen Strom schwimmen konnten. Daß die Kaiserin Eugenie, die Jesuiten der römischen Kirche und das damals seine unfehlbare Geltung anstrebende Papstthum den Krieg gestiftet und das Feuer geschürt haben, darüber waren Wohlunterrichtete in Paris nicht in Zweifel. Nicht die Soldaten von Jena, aber die rächenden Adler Gottes waren bereit.

---

5. Deutscher Entschluß.

> Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein! 2 Mos. 14, 14.

Als König Heinrich der Sachse mit dem Herzog Arnulf von Bayern im Jahre 920 Krieg führte, kam es bei Regensburg zur Schlacht. Auf dem Schlachtfelde steht

heute ein Dörflein Dechbeten, vom Volke genannt „Ehbeten,“ denn die Leute sagen, hier sei König Heinrich vor der Schlacht niedergekniet und habe gesagt: „Laßt uns ehe beten!“ Ja, laßt uns zuvor beten! Diese Mahnung gieng im Juli 1870 wiederum durch's deutsche Land. Es war ein heiliger Ernst, der sich aller Gemüther bemächtigte, und dem ein kräftiges Wort in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen erwogenen Ausdruck lieh. Dort las man unter dem 14. Juli:

„Wofern nicht der Telegraph in den nächsten Stunden die Botschaft bringt von irgend einem unfindbaren Auskunftsmittel, so „hängt unser Herr Gott den Kriegsmantel, blutig roth, herunter“ über die Länder am Rhein. Wir sagen: unser Herr Gott; denn bei aller Menschenvergötterung der letzten Jahre vermöchte doch niemand zu glauben, dergleichen sei ein Menschenwerk. Ein gütiges Geschick erspart uns Deutschen den Jammer, gerecht und weise zu wägen in einem Augenblick, wo es nur darauf ankommt, das Leben einzusetzen, um zu zeigen, daß man lebe. Es ist ein albernes Mährchen, das berühmten Feldherrn volltönende Worte in den Mund legt beim Beginn der Schlacht. Was der Mensch bis dahin geworden ist an Kraft und Einsicht, prägt er aus in selbstredenden Thaten. Jetzt muß es sich erweisen, wie viele von uns über dem kläglichen Treiben der Parteien noch die Fähigkeit bewahrt haben, unter allen Umständen das Nothwendige zu thun. Nothwendig aber ist nur eins: der Glaube und das Bewußtsein, daß wir nicht vor einem bloßen Einschnitt unserer nationalen Entwicklung stehen; ob wir überhaupt eine Nation sind, waren und sein werden, das ist die Frage. — Es wird eine Schlacht sein im Stile von Zülpich und Soissons, eine Völkerschlacht für Jahrhunderte; vielleicht heißt sie bei unsern Söhnen die Schlacht am Rhein. Und nicht um einen leeren Thronsessel wird sie geschlagen, sondern um die Frage, ob wir endlich einmal Friede haben sollen auf dem ererbten

Boden unserer Väter. ‚Nicht um Geld und Mißhandlung der Bundesgenossen handelt es sich heute!‘ würde der Römer sagen; wir aber sagen: nicht um den Zollverein und nicht um die Schutz- und Trutzbündnisse handelt es sich; unsere Freiheit und unser Leben steht auf dem Spiel!“

Diese männliche Anschauung des Ernstes der Entscheidung belebte allüberall die deutschen Gemüther. Da trat die Schlacht bei Wörth ein, nicht als eine gewaltige umfassende Völkerschlacht, aber als der Erstling unter vielen. Als sie geschlagen war, konnte man schon weissagen, wie es gehen werde. Der Franzose wendete dem deutschen Arm den Rücken. Sie flohen so wahnsinnig, als ob Tod und Verderben sich an ihre Fersen geheftet hätten, während sie nur schwach verfolgt wurden. 3000 Flüchtlinge suchten Schutz in Straßburg und verbreiteten Entsetzen daselbst. Bei Saverne begegnete ihnen Edmund About, der schreibt: „Es war ein langer Zug von Marodeuren, Kürassiere ohne Kürasse, Füsiliere ohne Flinten, Reiter ohne Gewehre. Mein Wagen wurde von einem Trupp flüchtiger Kürassiere, die wie besessen einherkamen, dergestalt über den Haufen geritten, daß er in einen Teich fiel und die Feder brach.“ Es ist mit dem Franzosenheere gegangen, wie mit der spanischen Armada, deren Vernichtnng England einst feierte mit den Worten: Afflavit Deus et dissipati sunt!

Gott der Allmächtige blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

---

6. Am Grabe der Mutter.

Mit Gott wollen wir Thaten thun!
Psalm 60, 14.

Das war ein Tag voll hoher gewaltiger Ereignisse: der neunzehnte Juli 1870. Die feierliche Eröffnung des Reichstages hatte dem königlichen Haupt deutscher Volkskraft die Gelegenheit geschaffen, Zeugniß zu geben von dem guten Gewissen und dem felsenfesten Vertrauen, mit welchem Deutschland in den Kampf ziehen konnte. Es war durch die gute Hand Gottes geschehen, daß gerade in König Wilhelm von Preußen sich die Befreiungskriege von 1813 und 1815 und der Riesenkampf von 1870 die Hände reichten.

Der Tag, von dem wir reden, war der Todestag seiner Mutter: sechzig Jahre waren dahin, seitdem der Königin Luise über der Erniedrigung Deutschlands das Herz gebrochen war. Sie, die geisteskräftige edle Fürstin, hatte sich in den Tagen der Demüthigung nicht geweigert, dem kriegsgewaltigen, aber doch rohen Frankenkaiser Napoleon fürbittend entgegenzutreten. Er hatte sie schmählich zurückgewiesen, und so starb sie dahin, 19. Juli 1810, ohne das Morgenroth ihres Landes geschaut zu haben. Aber ihr Geist belebte und ermuthigte das ganze Volk, nicht zu ruhen, bis das eiserne Joch der Tyrannei abgeworfen war. „Luise schwebe segnend um den Gatten!“ so rief Theodor Körner in seinem flammenden Volksaufruf aus. — Was ihr Gatte Friedrich Wilhelm III. unvollendet gelassen, das wie ein heiliges Vermächtniß durchzuführen, war ihrem Sohne Wilhelm beschieden. In den Tagen der Noth hatte sie geschrieben: „Auf dem Wege des Rechtes leben und sterben; wenn es sein muß, Brod und Salz essen: nie werde ich ganz un-

glücklich sein. Kommt das Gute, kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde. Kommt das Unglück, es wird mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen; aber beugen kann es mich nicht, so lange es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsrerseits würde mich zu Grabe bringen. Da komme ich aber nicht hin, denn wir stehen zu hoch!"

In diesem Sinne fuhr König Wilhelm an jenem Tage hinaus in das stille Todtengemach zu Charlottenburg, wo die Gebeine seines königlichen Vaters und seines geistvollen Bruders neben denen der Mutter ruhen. Stille betete er am Grabe seiner Mutter, und niemand hat uns seine Gedanken verrathen. Aber errathen läßt sichs wohl. Die Stunde der Vergeltung war gekommen. Welch ein Unterschied zwischen dem Tag, an dem der junge Prinz seiner Mutter zum Grabe folgte, und dem, an welchem der greise König sich erhob, um auf dem Wege des Rechtes zu siegen! „Damals war der preußische Staat bis in die Grundfesten erschüttert durch eine einzige Schlacht. Mit eiligst zusammengerafften freiwilligen Heerscharen, und nicht ohne Beihilfe fremder Heere, wurden die Befreiungskriege geschlagen. Und jetzt, Ein deutsches Heer, vom Meer bis zu den Alpen dem Befehle des greisen Feldherrn freudig gehorchend, stark genug, allein den Kampf bis zur Vernichtung des Gegners zu führen." Ja, als der König wieder heraustrat aus dem Ruheplatz der Todten, und in die Wogen des Volkes hineinfuhr, welches die französische Kriegserklärung soeben mit begeistertem Jubel aufgenommen hatte, da mochte man wohl sagen: „Luise schwebte segnend um den Sohn."

Und deß zum Zeichen sollte auch jetzt, am Todestage Luisens, jenes Ehrenzeichen wieder aufwachen, das ihr königlicher Gatte im Jahre 1813 an dem Geburtstage der geliebten Todten gestiftet hatte. Das Eiserne Kreuz war für die Krieger Preußens als ein durch seine Schmucklosigkeit

glänzendes Zeichen der Tapferkeit in rauhen Zeiten bestimmt. Von ihm hatte es damals geheißen:

Dies Kreuz von Eisen
Soll Heil uns erweisen,
Daß Gott uns verschone
Mit eiserner Krone!

Aber diesmal sollte es alle deutschen Krieger zu gleichem Wetteifer entflammen. Der König sagte in seiner Verordnung: „Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den Jahren der Befreiungskriege will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges oder Standes verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des theuren Vaterlandes erworben wird." — König Wilhelm hatte es als junger siebzehnjähriger Prinz für seine Tapferkeit vor dem Feind bei Bar sur Aube erhalten, er trägt es oben an und vor allen andern Orden an seiner Dienstschnalle. Und als er aus Frankreich zurückkam im Siegerkranz, da hatte er eine gewaltige Schar von Rittern des Eisernen Kreuzes zu führen, die an Heldenthaten mit den alten Vätern gewetteifert hatten.

Es kann auch kein treffenderes Ehrenzeichen in solchem Kampfe geben. Indem es erinnert an die eiserne rauhe Kriegszeit, für die es zunächst kein anderes Heilmittel gibt als das scharfe einschneidende Eisen; indem es uns zurückweist auf hohe Befreiungsthaten unseres Volkes, dessen Einigung Königin Luise so treu und warm auf dem Herzen trug, läßt es in seiner Form doch erkennen, daß im letzten Grunde

nur das Kreuz der Erlösung das Zeichen sein kann, in welchem wir siegen.

---

7. Der Empfang in Köln.

Er gebe dir, was dein Herz begehrt,
und erfülle alle deine Anschläge!
Psalm 20, 5.

Am 31. Juli 1870 reiste der König zur Armee ins Feld. Morgens hatte er noch eine Besprechung mit seinen hervorragenden Generalen gehalten, dann mit den anwesenden Gliedern der königlichen Familie den Gottesdienst im Dome besucht, und hernach eine Begnadigung erlassen. Es war ein Sonntag voll Jubels, als er Nachmittags mit der Königin zum Bahnhofe fuhr. Unter preußischen und norddeutschen Fahnen schwebte, umkränzt von Eichengewinden, über dem Eingang die Inschrift: Mit Gott! So fuhr er denn, geleitet von den Gebeten und dem Jubel seines Volks, durch's deutsche Land.

Da, erzählen uns die Kölner, an der Eisenbahnbrücke zu Köln sei das deutsche Reich eingesungen worden. Die massenhaften Durchmärsche seien schon vorübergewesen, als der König am Abend des ersten August mit dem großen Generalstab über die Brücke gekommen sei. Da sei ein Aufenthalt eingetreten und der Zug habe gerade da halten müssen, wo die Brücke vor Köln und vor der Straße nach dem Dom hin endigt. Eine unermeßliche Menge habe sich versammelt zur Begrüßung des Königs, man schätzte sie auf 50,000 Menschen. Aus dieser Masse habe sich plötzlich ein Gesang erhoben, ein Gesang von 50,000 Menschen: Die Wacht am Rhein. Da sei ein wunderbarer Schwung aufgestiegen in die dunkle Luft und habe einen großartigen Ein-

druck gemacht auch auf die Herren im Eisenbahnwagen; sie haben den Eindruck empfangen müssen: „Das ganze Volk zieht mit in diesen Krieg; jedermann, arm und reich, opfert sein Leben; das Opfer gilt einem großen Zweck: einem großen freien Vaterlande!“ Dies sei die Weihestunde gewesen für den französischen Krieg. Wer dabei gewesen, werde sie nie vergessen. — Während ganzer drei Viertelstunden waren die Hochrufe auch nicht eine Sekunde lang unterbrochen worden, und ein starkes Musikchor konnte sich über diese aufgeregte Masse hinweg kein Gehör verschaffen. Es war ein wunderbar nachdenklicher Anblick, den alten ehrwürdigen Dom auf diesen Ausbruch des Volkswillens und Volksentschlusses zu seinen Füßen herabschauen zu sehen. Was hatte dieser Steinkoloß nicht alles schon erlebt, kommen und gehen sehen! Aber ein einiges, durch den Entschluß, Frankreichs Uebermuth nicht länger zu dulden, einiges Deutschland hatte er noch nie gesehen. Diesen Anblick sollte ihm König Wilhelm von Preußen zum erstenmale bringen.

Und wie dort am dunkeln Sommerabend in Köln, so erscholl in jenen Tagen den ganzen Rhein entlang nur Eine Weise, die wie ein köstliches Band alle Regimenter, alle Stämme, alles Volk umschlang, es war der zarte und zuversichtliche Klang:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

---

8. Eine Predigt bei Hofe.

Schuldige sie Gott, daß sie fallen
von ihrem Vornehmen! Psalm 5, 11.

Stopford A. Brooke, Kaplan der Königin von England, hat in der St. James-Kapelle in London am 17. Juli 1870

eine Predigt gehalten, in welcher die Kriegserklärung Napoleons so treffend verurtheilt wird, daß sie als Stimme aus dem fremden Land doppelte Bedeutung ansprechen kann. Einige Stellen lauten:

„Ein großes Verbrechen ist begangen gegen die Menschheit und also gegen Gott. Abermals soll der Mensch aufstehen wider seinen Bruder und weßhalb? Um, so weit wir sehen können, die Stellung eines einzelnen Mannes zu sichern und die leidenschaftliche Eitelkeit eines Volks zu befriedigen. Weinende Mütter und Gattinnen, verwüstete Städte, verstümmelte Körper, Jahre der Schmerzen, Leiden, schlimmer als der Tod, die Hinopferung Hunderttausender, um den Leidenschaften Weniger zu fröhnen, die Umkehr zweier Nationen Europa's zum Stand der rohesten Wildheit — alles dies sollen wir wieder erleben und wir werden, glaube ich, den Anblick in Geduld ertragen. Was gelten alle diese Dinge gegen die Ueberhebung einer Dynastie, in deren Hand das Volk einem Werkzeuge gleicht? — Ein Stäubchen in der Wage!

Es ist nicht lange her, daß ein großer französischer Künstler es für zeitgemäß erachtete, das römische Amphitheater zu malen in dem Augenblick, wo die Fechter vor dem Throne Cäsars vorüberziehen, ehe sie in den Tod des Kampfspiels gehen. Er dachte wohl nicht daran, daß sein Bild so bald schon Wirklichkeit werden könnte in einem Maße, das der Römer sich nicht träumen ließ, und daß Tausende und aber Tausende von Männern, die nichts Böses begangen, vorüberziehen, während eine fürchterliche Stimme den alten Ruf anstimmen möchte: Ave, Caesar, morituri te salutant! ‚Heil, Cäsar, Dir, Dich grüßen, die da sterben!‘ — Der Krieg ist nicht mehr der natürliche Zustand Europa's. Die Gedanken unserer Voreltern im Norden gelten nicht mehr für das Vorbild männlicher Größe. Wir fangen an, die Uebel zu ersehen, welche gipfelten in dem Geist der

Ritterlichkeit. Wir fangen an, geleitet vom gesunden Menschenverstande und mehr noch vom Christenthume, zu begreifen, daß es eine Leidenschaft des Kriegsruhms gibt, die schlimmer ist, als die Leidenschaft des Glaubenshasses. Desto ungeheurer ist die Schuld derer, welche einen Krieg beginnen, um alles, was seit sechzig Jahren aufgebaut ist, umzustürzen.

Das Entsetzlichste ist, daß wir in unserer Mitte eine Nation haben, welche durch lange Unterdrückung aller ihrer edleren Bestrebungen für Europa ein drohendes Schwert geworden ist; eine Nation, so eitel und so reizbar, daß sie die leichte Beute ränkesüchtiger Menschen wird; so eifersüchtig auf ihre falsche Ehre, daß ein Augenblick sie zum Wahnsinn treibt; so erregbar, daß sie einem Kinde gleicht mit der Kraft eines Mannes, und doch so glühend, für Recht, daß keine Nation so viel für die Menschheit thun könnte; von Natur so geschickt für die Künste des Friedens, daß sie alle übrigen schwerfälligeren Völker mit Liebe zum Schönen erfüllen könnte. Dies ist die Nation, mit deren schlimmsten Leidenschaften man spielt, deren Thorheiten man aufreizt, deren nationale Leidenschaften man vergiftet in Haß und Neid gegen ein Brudervolk. Ein schwärzeres Verbrechen als dieses hat die Welt noch nie gesehen.

Tief im Herzen betrübt über die Gewaltthat, unglücklich bei dem Gedanken an die Hunderttausende, die da sterben den Tod der Qual, hingemäht wie das Korn im Herbst von dem erbarmungslosen Schnitter, hoffen wir dennoch, daß die Anstifter dieses Krieges noch Reue empfinden werden. Aber wenn alle andern Mittel fehlschlagen, wenn der Schmerzensschrei der Völker, verhallend unter gesetzloser Gewalt, laut an unser Ohr schlägt — laßt uns dann nicht fehlen, wenn wir gerufen werden, die Sache Gottes und das Wohl der Menschheit zu rächen! Und sollte uns das Schwert in die Hand gegeben werden, so laßt es uns

ergreifen mit feierlichem Ernste, laßt uns unser Leben Gott weihen, und unsere Gedanken und Gebete, unsern Kampfesmuth nicht den kleinlichen Interessen Englands, sondern den großen Interessen der ganzen Menschheit. Und legen wir dann das Schwert auch nur nieder, wenn unsere Pflicht gegen das Menschengeschlecht erfüllt ist! Laßt uns täglich beten, daß die Zeit komme, wo der Geist der Liebe Christi die Erde erfüllt und der prophetische Gesang der Engel bei seiner Geburt zur Wahrheit geworden ist in allen Landen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Wir erwarten die Erfüllung dieses Wortes alle Tage, aber die Vollendung doch nur auf der neuen Erde. Aber wo sich Zank und Streit erhebt gegen ein friedliches Volk, da freuen wir uns, daß dem Urheber des Streits im Urtheil der Völker das Kainszeichen nicht mangeln soll, das ihm gebühret.

I.

Unter den Schrecken des Krieges.

„Das ist die Gewalt des überschweng-
lichen Geistes, die Gewalt Gottes, die über
die Menschen kommt, daß sie aus ihnen
selbst heraus und über sich selbst emporgehoben
werden und dann nicht mehr fühlen, wer
sie gewesen sind, ja kaum fühlen, wer sie
sind, wenn das Höchste sie beherrscht. Ihr
tapfern und frommen Kämpfer, wie oft
habt ihr in Erstaunen ausrufen müssen: Das
haben wir nicht gethan, das waren wir nicht,
das hat Gott gethan; das war Gott, Gott
gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück;
Gott wollte, wir haben wollen müssen."

E. M. Arndt, 1813.

1. Rache für Weißenburg.

Der im Himmel sitzet, lachet ihrer!
Psalm 2, 4.

Wenn die Menschenkinder ihren Gott vergessen haben und eine Weile hingegangen sind in der Verirrung ihrer Wege, tritt zuweilen ein Aufwachen ein, dessen Jammer aller Beschreibung spottet. Es ist dabei der Jubel der Selbstverherrlichung oft nur um eine Spanne Zeit geschieden von dem Elende der Demüthigung. So zeigt es uns die Weltgeschichte bei Babel, der Stadt des Wirrwarrs, wie es Mose in seinem ersten Buche beschreibt, aber in unseren Tagen hat Paris es auch in diesem Stücke nicht an Auftritten fehlen lassen, die seinen Namen einer modernen Babylon rechtfertigen dürften.

Am 6. August 1870 hatte die verhüllte Kunde von dem Unfall der Franzosen bei Weißenburg den Durst des eiteln Volks nach Rache an den Deutschen, die es gewagt hatten, den Boden Frankreichs zu betreten, so sehr geweckt, daß auf einmal, Mittags um 1 Uhr, die Sage wie ein Lauffeuer durch die Stadt flog: „Die Preußen sind geklopft! Großer französischer Sieg!" Auf der Börse hieß es plötzlich, eine Depesche von London theile mit, es sei eine große Schlacht bei Landau geschlagen, der preußische Kronprinz sei verwundet und gefangen, 40 bis 60 bis 80 Kanonen seien erbeutet, und 25,000 Mann durch Mac Mahon in einen Hinterhalt

gelockt und vernichtet worden. Das Schauspiel, welches Paris in diesem Augenblick bot, spottet jeder Beschreibung. 20,000 seien geblieben, 30,000 gefangen: der Sieg wurde mit jedem Schritte größer, kein Mensch zweifelte. Im Nu war die Stadt ein Jubelmeer. Der ganze Börsenplatz war vollgepfropft mit Menschen, ein Bild jauchzender, schäumender Ausgelassenheit. Die Wechselagenten stimmten von ihrem erhöhten Standorte aus die Marseillaise an, der ganze Platz fiel schallend ein, alle Häupter entblößten sich. Wildfremde Leute umarmten sich auf den Straßen, schüttelten sich die Hände und wünschten sich Glück zum Sieg. In der Zeit einer Viertelstunde waren alle Fenster wie auf einen Zauberspruch mit Fahnen behangen, sogar die Pferde an den Omnibussen und den Fiakern erschienen mit Fähnlein geschmückt auf den Straßen. Man hatte sich gut vorgesehen, und des Siegs war man sicher. Hatte ja doch am Abend vorher Mac Mahon den vergnügten Spruch gethan: „Meine Herren Preußen, nun hab ich euch!"

Da kommen andere und erzählen schüchtern und mit gedämpfter Stimme, bei der Regierung wisse man nichts von dem großen Siege. Zweifel steigen auf. Ein Abgeordneter erscheint vom Polizeipräfekten und bestätigt, man wisse amtlich nichts. Man will ihn widerlegen, fragt nach der Quelle der Siegesbotschaft, untersucht und forscht, und findet sie nicht. Finstere Zweifel bemächtigen sich der Menge. Ce n'est pas vrai! ce n'est pas vrai! „Es ist nichts, es ist nicht wahr!" hallt es überall wieder. Der Unwille über die jetzt erst geahnte Täuschung und der grenzenlose Schrecken der Börsenleute stoßen auf einander. Es entwickelt sich ein Auftritt der Wuth und der Verwirrung ohne gleichen. Wilde Volkshaufen brechen herein, alles vor sich hertreibend und niederwerfend: „Verrath, Verrath!" schreit es auch hier. Doch wer soll der Verräther sein? Der erste beste genügt dem Volke: die Wechselagenten, die selbstgefoppten, müssen

diesmal dran. Das eiserne Gitter, welches ihren Platz umgibt, wird niedergerissen, ihre Sitze und Pulte werden zertrümmert. Sie müssen fliehen, um nicht persönlich mißhandelt zu werden. — Ein Bewohner aus einer Vorstadt erzählte, er habe in diesem Lärm eine Frau gefragt, was denn das sei. „Ah, sagte sie wüthend, welche Schändlichkeit! C'est encore ce Bismarc qui nous a joué ce tour infame! Es ist eben wieder dieser Bismarck, der uns den unverschämten Streich gespielt hat!"

Keine vier Stunden lang hatte Paris im Siege gejubelt, und siehe da, nun trafen Schlag auf Schlag die Botschaften ein von Wörth oder Reichshofen und von Saarbrücken oder Spichern. Die Fahnen und Flaggen, welche am Abend des sechsten so verstohlen sich wieder zurückgezogen hatten, sollten nie mehr im Siegeswinde flattern. So redet Gott mit einem stolzen Volke, das ohne Gott ist!

---

2. Die Flucht vor der Schlacht.

Man jagte uns, daß wir auf unsern
Gassen nicht gehen durften!
Klagelieder 4, 18.

Das Dörflein Elsaßhausen gehört als Filial zu der Muttergemeinde Fröschweiler. Wie es in demselben zugieng vor der Schlacht, welche gerade über dieses Dörflein mächtig hintobte, beschreibt uns Pfarrer Klein mit den Worten:

Ueber Elsaßhausen ziehen sich schon am Freitag Abend die Gewitterwolken zusammen. Die Stellung ist von ungeheurer Wichtigkeit, das hat der Marschall wohl erkannt, deßwegen hat er auch die verhängnißvolle Höhe durch Kanonen- und Mitrailleusen-Batterien so stark befestigt und

die nach Südosten sich hinabschlängelnden Hügel mit auserlesenen Streitkräften so fürchterlich zur Vertheidigung besetzt, daß vorauszusehen ist: hier wird der Sturm über ganze Legionen von Leichen brausen. Und was wird aus dem armen Dörflein werden? Mac Mahon schaut fragend durch's Fernrohr nach dem kahlen Gunstetter Berg hinüber. Die Einwohner lauschen mit bebendem Herzen jedem Worte, jeder Bewegung des Heerführers. — „He, Landmann," ruft ein Zuavenoberst einem vorüberfahrenden Bauern, „hast du scharfe Augen? Da sieh einmal durch dieses Fernrohr über's Thal hinüber auf jene Hügelkette! Was bewegt sich dort? Schau richtig, was wirst du gewahr?" — „Ich sehe schwarze Menschenmassen, die sich heranbewegen, Wagen und Reiter, die da und dort Halt machen, Löcher in die Erde graben, und große mächtige Fernröhren zu uns herüberrichten." — „Ja, ja, so ist's, die Preußen sind da! Vive la France, es lebe Frankreich! morgen gibt's einen lustigen blutigen Tanz! Vor acht Uhr werden uns jene Fernröhren mit Feuer, Tod und Verderben begrüßen. Armes Landvolk! — Geh jetzt und sag den Leuten im Dörflein, sie sollen heute noch mit Hab und Gut von dannen ziehen, denn es wird hier kein Stein auf dem andern bleiben!" — „Allmächtiger Gott, wo sollen wir denn hingehen: nach Fröschweiler oder Langensulzbach?" — „Nein, dort wird's wahrscheinlich ebenso gehen. Ziehet durch den großen Wald hinab nach Reichshofen!"

Wie ein Lauffeuer fliegt die Schreckensnachricht durch die Gassen: „Wir müssen fort! kommt mit, sonst müssen wir alle sterben!" — Elsaßhausen ist verloren! — O weh, jetzt wird erst das Haus unseres Lenzenjakobs zur wahren Jammerhöhle. Dort liegt er, ein vielgeprüfter Pilger, auf seinem Schmerzenslager schon lange lange Jahre und sehnt sich nach Erlösung. Jetzt kommt auch noch diese Trübsal, die Flucht vor dem allerentsetzlichsten Sturme. Ach, wie

mögen jetzt erst aus dem leidens- und lebensmüden Herzen die Seufzer emporsteigen:

Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?
Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?

Denn der Lenzenjakob hat schon längst den Herrn Jesum gefunden; er weiß, wann seine irdische Hütte zusammenbricht, so wartet seiner die ewige Behausung, von Gott erbaut. — — Aber jede Minute vermehrt die drohende Gefahr. Wer weiß, was die hereinbrechende Nacht in ihrem dunkeln Schoße birgt? Da stehen um's Bett herum die jammernde Hausmutter und die erschrockenen Kinder. „Komm, lieber Vater, wir wollen dich auf ein Wägelein heben; da betten wir dich ein, daß dir kein Leid geschieht, und führen dich mit den Kühen hinüber nach Fröschweiler!" — „Ja, nach Fröschweiler, in's Großvaters! Dort will ich dann in eurer Mitte, in euren Armen sterben!" — Und sie heben den gliederlahmen Vater auf's Wägelein hinauf. Noch einmal ruht sein Blick auf der Stätte, wo er geboren, gelebt und gelitten. Der Trauerzug setzt sich in Bewegung; Mutter und Kinder folgen, und die Nacht hindurch darf der sieche Flüchtling sanft und ruhig der kommenden Morgenröthe entgegenharren.

Bald nach Sonnenaufgang bricht das Gewitter los. Feuer und Verheerung schlägt über Elsaßhausen zusammen. Lenzenjakobs Haus, eines der ersten, lodert gen Himmel: Wohnung und Scheune mit allem was darinnen ist; kein Stein darf auf dem andern bleiben. — Gleichzeitig erheben sich auch die Feuersäulen über Fröschweilers Höhen. Lenzenjakob liegt verschmachtend mit 68 Menschen im engen Keller, bis nach neunstündigem Kampfe das Dorf im Sturme genommen und auch er wieder an's Tageslicht getragen wird. Er hat die furchtbaren Trübsale still und ruhig getragen, aber seine letzte Kraft war gebrochen. Es hat nicht lange

mehr gewährt, da hat sein Heiland zu ihm das selige Wort gesprochen: „Nimm dein Bettlein und gehe heim!"

---

3. Der bunte Falter.

Wenn der Wind darüber gehet, so ist er nimmer da. Psalm 103, 16.

Nichts ist für den Franzosen bezeichnender in seiner Art und seinem Gebahren, als die Beweglichkeit seines Geistes und die Nettigkeit seines Auftretens. Die Empfänglichkeit für hundert und aber hundert Eindrücke kann ihn eben so liebenswürdig machen, wenn er in den Grenzen bleibt, als die Eleganz um ihn her anziehend wirken muß. Aber jene Beweglichkeit führt leicht zum Leichtsinn und jene Feinheit leitet unvermerkt zur Eitelkeit: es fehlt an der Tiefe des Geistes und an der Kraft des Gemüths. Das hat sich im letzten Krieg nur zu deutlich gezeigt. Das behagliche Wohlleben eines Volkes stürzt über Nacht zu Boden, sobald man von hohen Dingen redet, und es ist keine Kraft zur Ausführung da. Der „Spaziergang nach Berlin" endete mit der Einnahme von Paris. Wie ein bunter Falter flatterte dies Volk oben hin; aber auf einmal trat das Wort des Herrn ein: Herunter, Jungfrau, du Tochter Babels, setze dich in den Staub, setze dich auf die Erde! Jesaj. 47, 1. Dafür möge ein kleiner Zug aus dem Kriegsleben ein anschauliches Sinnbild gewähren.

Eine Menge Offiziere der kaiserlichen Armee, so erzählt ein französisches Blatt, sind sogenannte Sammler. Ein Zuavenoffizier, der lange in Algier gelebt hatte, sammelte — Schmetterlinge. Während der Schlacht bei Wörth stand dieser Offizier an der Spitze seiner Kompagnie, welche zuerst im Tirailleurfeuer den deutschen Truppen gegenüber stand.

Plötzlich gewahrt er in einem Abstand von wenigen Metern vor der Kette einen außerordentlich schönen Schmetterling. Welche Versuchung! Der Offizier zaudert einen Augenblick, allein er vermag nicht zu widerstehen. Er tritt, ohne eine Deckung vor den Kugeln der Zündnadel zu suchen, aus der Tirailleurkette hervor. Ein schneller Schwung — und der Schmetterling ist sein. Er nimmt seine Mütze und steckt seinen Schatz dort hinein. Er stößt einen Freudenschrei aus und — einen Augenblick hernach sinkt er auf dem Grase zusammen. Eine preußische Kugel hatte seine Brust durchbohrt; aber sein letztes Wort war: „ich hab' ihn!"

Ja, aber der Tod hatte auch ihn. Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle! Wie wenig hat gleich diesem Offizier das Franzosenvolk das warnende Wort beachtet! Die Mücke, die um das Licht tanzt, bis sie mit verbrannten Flügeln am Fuße des Lichtes mit dem Tode ringt, sieht die Gefahr nicht; die Eitelkeit ist der Leute Verderben. Wird wohl der bunte Falter der Lust und Ueppigkeit auch noch einmal unser Volk verleiten, aus Reih und Glied zu treten und den Tod sich zu holen? Die Gefahr ist groß: laßt uns Herzen und Hände aufheben, daß der Herr im Himmel uns lehre bedenken, was zu unserm Frieden dienet!

---

4. Der durchhauene Laib.

Brich dem Hungrigen dein Brot!
Jesaj. 58, 7.

Es ist weithin bekannt die Geschichte von jenem edlen Manne, der auf dem Schlachtfelde einem verwundeten Dänen seine Flasche reichte, und als der armselige auf ihn mit der letzten Kraft feuerte, die Flasche nahm, um selbst zu trinken, und sprach: So, jetzt bekommst du nur die halbe!

— Einen nicht minder schönen Zug theilt uns der wackere Pfarrer Klein von Fröschweiler im Folgenden mit:

In unsrer Nachbarschaft wohnt ein Bäuerlein, nicht reich an irdischen Gütern, wohl aber an unmündigen Kindern. Da war auch Jammer und Noth, als am Abend nach der Schlacht alles drunter und drüber gieng, und der letzte Laib Brot, im Bette verborgen, jeden Augenblick in Feindeshände gerathen konnte. Der Vater seufzte, die Kinder heulten vor Schrecken; aller Augen waren nach dem letzten Bissen gerichtet, als eben wieder ein Trupp Soldaten durch das Hofthor hereinstürmte. Die Mutter merkt die Gefahr, holt den Laib aus dem Bette hervor und spricht: „Bärbele, geschwind, da setz' dich drauf; deck's mit deinem Röckle zu, und steh' ja nicht auf, wenn sie kommen!" Gesagt, gethan. Die Soldaten dringen in die Stube, durchstöbern alle Winkel: das Kind sitzt unbeweglich auf seinem Schatze. Sie haben ihn nicht gefunden. — Es kommen wieder andere, durchsuchen alle Betten, Schränke und Kisten. Der kleine Hüter verzuckt keine Miene. — „'S ist nichts mehr vorhanden!"

Endlich wird das Kindlein müde. „Mutter, ruft es, ich kann nicht mehr auf dem Brot sitzen!" steht auf und verläßt seinen Posten. Was jetzt anfangen? Es kommen schon wieder Soldaten. — „Christian, lauf schnell und verstecke ihn im Taubenschlag!" Und in einem Nu ist der köstliche Vorrath unter den Hohlziegeln. — Aber auch dort droben gibt's keine sichere Stätte; denn so schlau der Bauer im Verstecken ist, so schlau und noch schlauer ist der Soldat im Suchen; und wo die Bayern nicht auf ebenem Wege hingelangen, da steigen sie aufwärts an Leitern. Und so wird denn auch endlich der Taubenschlag erreicht, erbrochen, und der letzte Laib Brot in Beschlag genommen. Triumphirend kommen sie herunter, und schon sind viele Hände nach dem Brot ausgestreckt. Aber die armen Kinder wimmern

gar kläglich, und das Bäuerlein faßt sich ein Herz zu den fremden Kriegern: „Ihr lieben Herren, seid doch gut mit uns! Wir haben ja schon zehn Laib gegeben, und der da ist alles, was wir haben für unsere Kinder. Ihr habt ja auch vielleicht Geschwister oder Kinder: laßt uns nur ein wenig, daß sie nicht Hungers sterben!" — Und die deutschen Soldaten sind auch nicht so unmenschlich und ohne Gottesfurcht, sie fühlen auch der Besiegten Weh und Elend! Der, welcher den Fund gethan hat, zieht den Säbel, haut den Laib in zwei Theile, überreicht dem zitternden Familienvater die Hälfte und spricht: „Da, Bauer, iß dich satt mit deinen Kindern, das andre muß ich haben für mich und meine Kameraden!"

Und die armen Leutlein haben sich's unter Loben und Danken trefflich schmecken lassen; gewiß hat's auch dem edlen Kriegsmanne und seinen Streitgenossen trefflich geschmeckt, und der Segen Gottes wird ihn begleitet haben auf seinen Wegen.

---

5. Die verlorene Kuh.

Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind! Klagel. 3, 22.

Wenn man nach einem Trübsalssturme, der wie eine Windsbraut über eine ganze Gemeinde gegangen ist, genauer zusieht, mag man sich oft wundern, was alles trotzdem noch gerettet und erhalten ist. So erzählt Pfarrer Klein von Fröschweiler:

Der Herr hat sichtbar, handgreiflich seine Verheißung erfüllt: „So du in's Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du in's Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die

Flamme soll dich nicht anzünden!" Jesaj. 43, 2. Man denke sich sein Heimatsdörflein mitten im Schlachtensturm und doch nach neunstündiger Beschießung nur sechsundzwanzig Trümmerhaufen; man denke sich siebenhundert Seelen in unmittelbarer Todesgefahr und doch nach beendigtem Kampfe nur zwei, die ihr Leben verloren. Man denke sich die ganze Gemeinde so vollständig ausgesucht, daß kein Bissen Brot übrig blieb, und doch keine Hungersnoth; dann den hereinbrechenden Typhus und diese verpestete Schlachtfeldsluft, und doch kein allgemeines Sterben! Sind das nicht offenbar Zeugnisse der Liebe und des Erbarmens Gottes?

Aber nicht bloß durch Rettungsthaten, die allem Volk widerfahren sind, hat der Herr unser Fröschweiler behütet; vielmehr bewahrt jede Familie in ihrer Leidenschronik die Denkzeichen der besonderen bewahrenden und helfenden Vorsehung Gottes. — Nur ein Beispiel aus unsern persönlichen Erlebnissen. Als die Plünderung geschehen war, hatten wir an irdischen Nahrungsvorräthen nichts mehr, als unsre zwei Kühe. — Nun, wenn die uns bleiben, werden wir nicht verhungern; wenn nur die Kleinen heute Nacht und morgen noch satt werden, — wir Alten können schon warten. Bis hieher hat uns ja Gott gebracht durch seine große Güte! — Ueber dem tritt ein Offizier mit einer Abtheilung Soldaten in den Hof herein, schreitet rasch nach dem Hinterhofe zu und im Augenblicke sind beide Kühe gebunden, um in's Lager abgeführt zu werden. Mir selbst wird sehr bange; ich eile hinaus und wage ganz ruhig ein Wort an den Offizier: „Herr Lieutenant, ich habe jetzt nichts mehr als diese vier kleinen Kinder und die Augen zum Weinen. Wenn es Ihnen möglich ist, haben Sie Erbarmen, lassen Sie mir nur eine von den zwei Kühen, daß ich diese Würmlein heute Abend noch einmal sättigen kann!" Sichtbar ergriffen, erwiderte der fremde Krieger: „Herr Pfarrer, glauben Sie mir, es thut mir Leid; ich fühle mit Ihnen,

aber ich kann nicht anders, ich muß sie haben!" — „Nun, wenn Sie dieselben haben müssen, kann ich mich dieses letzten Opfers nicht erwehren. Nehmen Sie die Kühe in Gottes Namen!" Die Soldaten wollten fort, der Offizier gibt ihnen aber einen Wink. „Nein, wir nehmen nur eine, — welche möchten Sie behalten?" — „Kinder, führt diese Kuh wieder in den Stall!" — Unter Loben und Danken trat ich wieder in's Haus; der Offizier begleitet mich hinein, verlangt Feder und Papier, und schreibt einen Requisitionsschein, den er mit den Worten überreicht: „Das sind blutige Zeiten, Herr Prediger! Aber seien Sie nur getrost, es wird auch wieder besser kommen!"

Des andern Tages, als ich nach einem furchtbaren Auftritt auf dem Schlachtfelde selbst zurückgekommen war, saßen wir wieder beisammen, und es floßen Thränen, mancher Seufzer stieg zu Gott empor. Da hörten wir auf einmal das Hofthor aufsprengen: eine Kuh läuft brüllend zum Stalle hin. Wir stürzten hinaus, da steht wahrhaftig neben der andern unsere zweite vermißte Kuh; sie hat den zerrissenen Strick noch am Hals, und die Milch von gestern bringt sie uns wieder. Wir sind alle wie erstarrt vor Verwunderung. — Du guter Gott, wie bist du doch so freundlich und barmherzig, ja wahrlich, das Seufzen der Elenden hörst du, Herr, und ihr Herz ist gewiß, daß dein Ohr darauf merket! — Wie ist aber das gute Thier zu uns gekommen? Sie ist doch aus einem fremden Dorfe, ist niemals im Feld gewesen, wer hat ihr nun den Rückweg gezeigt? Hat der Herr jenem Offizier etwa den Gedanken eingegeben, seine Mannschaften sollten sie wieder zurückführen? Wir wissen es nicht; nur das wissen wir, daß Gottes Güte sie uns wieder geschenkt hat, und wenn auch kein Futter mehr in der Scheune blieb, so hat es doch auch daran nicht fehlen dürfen bis zur neuen Ernte.

---

6. Am Morgen nach der Schlacht.

Von Pfarrer Klein in Fröschweiler.

Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet! Psalm 46, 9.

Hüter, ist die Nacht bald hin? — Ja, sie ist hin; dort drüben geht der Morgenstern über dem Liebfrauenberg auf, und die Sonne wirft ihre ersten Strahlen auf unsere Dächer; wir müssen hinaus auf's Schlachtfeld.

Wer die Schrecken und Greuel des Kriegs nur vom Hörensagen kennt, und nicht aus Erfahrung weiß, welche Untiefen menschlichen Elendes auf einem Schlachtfelde sich aufthun, dem wollten wir als Augenzeugen den Rath ertheilen: komm mit uns, wir wollen dich auf die Wahlstatt begleiten, damit du lernest, wessen der Mensch fähig ist und wie schrecklich Gott in seinen Gerichten predigt! Siehst du, wie da unten im Thal und bis zu unsern Hügeln herauf ein finsterer Nebelschleier über den Gefilden lagert! Ists nicht wie ein großes Leichentuch, welches die seufzende Natur über die Schädelstätte gebreitet? Und fühlst du es auch, wie die Luft, von Rauch und Pulverdampf und Blutgeruch erfüllt, so schwül und drückend ist, so unerträglich den Athem hemmt? Das ist etwas von dem Fluch, den der Mensch durch die Sünde in die ganze Schöpfung getragen hat. — Aber du mußt mit uns kommen: Schau, das war vorgestern dein Garten, da standen deine Bäume, mit Früchten beladen; deine Blumen, die du mit Liebe gepflanzt, gepflegt; deine Gemüse, die Pflanzen aller Art, deren du in Hoffnung dich freutest. Nun ist alles dahin, — zerrissen, zertreten, vernichtet! Da, hinter der Gartenmauer, hatten sich noch auf dem Rückzuge eine Kompagnie Turkos verschanzt; — du hast sie ja gegen fünf Uhr noch brüllen hören, wie wilde Thiere in der Wüste. Gib acht,

da liegt einer! ach Gott, das Hirn aus dem Kopfe geschossen! Dort unter dem Apfelbaum liegt noch einer, das Angesicht schrecklich verzerrt, den Mund voll Erde, die Hand krampfhaft auf die Brust gedrückt, wo die Todeswunde ihn getroffen! Du bebst zurück? Da komm herüber und sieh, wie liegt das Gartenhäuschen in Trümmern; da muß furchtbar gestürmt und gerungen worden sein . . . Eine, zwei, drei, vier, fünf Leichen . . . lauter Afrikaner — ein großes Opfer von Menschenleichen! Nicht wahr, das ist entsetzlich?

Du kannst den Anblick solchen Würgens nicht ertragen? Komm, wir gehen hinaus ins Weite; du mußt das Schlachtfeld sehen, denn es liegt eine mächtige Bußpredigt in diesem grausigen Schauspiel! — Sieh, das waren unsere Felder, unsere Kartoffeläcker, Weinberge, Wiesen. Da war's vorgestern noch so schön, so lieblich, und jetzt, welche Verheerung, welche zerstampfte, rothgebrannte Wiesen! Ist's nicht, wie wenn ein sengendes Feuer da drüber hingefahren wäre und hätte alle deine Hoffnungen bis auf die Wurzel verzehrt? Das hat jener rothe Reiter der Offenbarung gethan, die Kriegsfackel in der Hand. (Offenb. 6, 4.) Aber mache dich los von dem Bilde deiner zerstörten irdischen Habe; schau um dich her und siehe allenthalben die Schreckensspuren des gestrigen Tages. Da liegen bunt durch einander zerbrochene Wagen, Gewehre, Bajonette, Säbel, zerrissene blutige Kleider, Zelte, Tschakos, Tornister, Gebetbücher, todte, halbaufgezehrte Schlachtthiere, Geflügel, verschüttete Speisen, Kochgeschirre, Fässer, Säcke, — alles was ein Heer hat und verlieren kann! Da liegen haufenweise die todten, bereits hoch aufgeschwollenen Pferde jener unglücklichen Küraßiere, die bei Elsaßhausen und Morsbrunn so nutzlos geopfert wurden! Da liegen die Söhne beider Nationen scharenweise, an manchen Stellen zu Hunderten, Mann an Mann, Hand in Hand, mit geschlossenen Augen, mit gebrochenen Herzen, dahingemäht in der Kraft

und Blüthe ihres Lebens, dahingefahren — wer weiß wie mancher — ohne Vergebung der Sünde, ohne Auferstehungshoffnung zum ewigen Leben! Nicht wahr, es wird dir bange auf diesen Todtengefilden? Komm nur, du hast das Gräßlichste noch nicht gesehen; laß uns wandeln durch diese Leichenreihen, damit deine Seele erschüttert werde zu gründlichem Selbstgericht und heilsamer Todesbereitschaft dein Leben lang und du deinen Kindern und Kindskindern Zeugniß geben könnest von den Schrecknissen dieser Tage! Da siehe diese verstümmelten Leiber: dem einen ist ein Arm oder Bein abgeschlagen, dem andern ist der ganze Kopf vom Rumpf geschossen; einem dritten die Hirnschale in Stücke zerschmettert; einem vierten der Leib aufgerissen, daß die Eingeweide verschüttet liegen. — Ja, wahrlich, der Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn! —

Aber jetzt laßt uns fliehen vor diesem unaussprechlichen Jammer! Die Mittagsstunde ist gekommen, glühend heiß brennt die Sonne auf diese Tausende von Leichen herunter: wir müssen Gräber bauen, damit der fahle Reiter (Offenb. 6, 8) uns nicht ereile!

---

7. Zwei Augusttage.

Wer das hören wird, dem werden
seine beiden Ohren gellen! 1 Sam. 3, 11.

Montag der 8. August 1870 wird allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich bleiben. Am Morgen dieses Tags sah sich Europa in die gebieterische Nothwendigkeit versetzt, den längst hergebrachten Glauben an das militärische Uebergewicht Frankreichs in's Fabelbuch zu schreiben.

Die aus Saarbrücken und Berlin kommenden Nach-

richten waren überraschend, die aus Metz eintreffenden geradezu versteinernd. König Wilhelm und der Kronprinz rühmten sich, Tausende von unverwundeten Gefangenen zu besitzen; man sprach von den erbeuteten Kanonen, Mitrailleusen, Adlern und Vorräthen. Aber dies machte nicht halb so tiefen Eindruck, als die entschuldigenden und weheklagenden Botschaften, welche Kaiser Napoleon aus Metz nach Paris schickte. Napoleon kannte den Umfang des französischen Unglücks besser als die Deutschen, und seine Botschaften, deren der Telegraph am Sonntag-Morgen des 7. Augusts nicht weniger als fünf nach Paris übermittelte, klangen wie fernes Grabgeläute. Die vierte schloß mit den kühnen Worten: „Der Rückzug vollzieht sich in guter Ordnung. Alles kann noch wieder in's rechte Geleise kommen!" und in der fünften bekennt der Kaiser: „Es ist nothwendig, daß Paris und Frankreich große Anstrengungen mache, um uns hier zu unterstützen. Die Lage ist ernst." — Und nun denke man sich, daß zwei Tage zuvor, am Samstag, die durch die Unglücksbotschaft von Weißenburg in Zorn versetzten Pariser durch das Gerücht eines großen Siegs zu einem wahnsinnigen Freudentaumel verleitet wurden. Es hatte geheißen, Mac Mahon habe Weißenburg wiedergenommen, 25,000 Mann und den Kronprinzen selbst zu Gefangenen gemacht, und dieser letztere habe sich, als man ihn vor den Kaiser gebracht, erschossen. Fahnen und Flaggen wehten von den Dächern und aus den Fenstern, eine Sängerin vom Theater sang auf den öffentlichen Plätzen die Marseillaise. Zwar folgte der Widerruf diesem Gerücht auf dem Fuß, aber nun erst statt der Enttäuschung diese Unheilskunde? Da flog von Wörth und Saarbrücken, von zwei Seiten zumal, der Unglücksbote herzu: das war denn doch zu grausam!

Der Montag darauf war der 15. August: Napoleonstag! An diesem Tag entfaltete sonst das Kaiserthum seinen höchsten

Glanz: Paris prangte im Festgewande; im Gottesdienst erscholl Tedeum — Herr Gott, Dich loben wir! — und Salvum fac regem — Gott erhalte unsern Kaiser! — Massen von Orden wurden ausgestreut über das ganze Heer, Festspiele waren in allen Theatern; Paris schwamm in einem Lichtermeer, und in den Freudendonner der Geschütze mischte sich volltönend der Ruf: Vive l'empereur! Es lebe der Kaiser! — Wieder war Napoleonstag; aber statt des Glanzes schlich das Kaiserthum im Gewande des Bettlers um Hülfsgenossen einher; dort in der stillen, von Kriegsfurcht gelähmten Stadt Verdun brachte er den Tag zu. Kein Glückwunsch, kein Fest, nur tiefe Trauer war da zu sehen. Der Maire und der Präfekt machen dem geschlagenen Kaiser ihre Aufwartung. Er spricht ihnen Worte des Trostes zu: „Es kann noch alles gut werden!" Statt des Festkleides trauert Paris in Sack und Asche; kein Lichtlein entzündet sich zu Ehren des Tags; in Angst und Sorge lauschte Frankreich dem Siegesdonner des deutschen Heeres und niemand rief mehr: Vive l'empereur! Es lebe der Kaiser! — Vive l'empereur! Das ist ein Jubelgruß, der nur dem siegreichen Cäsar tönt; aber ein besiegter Cäsar ist kein Cäsar mehr, ein besiegter Napoleonide kein Napoleon. Vive l'empereur! so tönte es dem Sieger; Vae victis! Wehe den Besiegten! heulte es gellend in's Ohr dem Geschlagenen. — Napoleons Tag, den letzten, hat das deutsche Heer auf Frankreichs Boden eingeläutet durch ein siegreiches Gefecht am 14. August, und an die Fersen des an seinem sonstigen Ehrentage unstät und flüchtig irrenden Kaisers hefteten sich die Schlachten vom 16. und 18. August: Mars la tour und Gravelotte; auf diesen Stätten erneuerte sich die Erinnerung von Leipzig und Waterloo.

Die Weltgeschichte ward wieder einmal zum Weltgerichte; der Herr im Himmel wog auf seiner gerechten Wage die Geschicke der Völker; und — wer will seiner Hand wehren

oder zu ihm sagen: Was machst Du? — Denn, wer stolz ist, den kann er demüthigen! Daniel 4, 32. 34.

---

8. Zwei Schutzengel.

Es ist der Herr; er thue, was ihm wohlgefällt! 1 Samuelis 3, 18.

Im Getümmel des Kriegs und im Brausen der Schlachten beklagen wir nicht die eisenfesten Männer, die dem Sturme trotzen, sondern die wehrlosen Mütter und die hülflosen Kinder, welche von den blutigen Wogen verschlungen werden. Aber gerade da walten die Engel unseres Gottes mit Schutz und Schirm für die Kleinen und für die Großen, und wie wunderbar reicht sich da zuweilen Freud und Leid, Tod und Leben die Hand!

Es war am 16. August 1870, nach der heißen Schlacht von Mars la tour, einer Schwadron der sächsischen Garde-Reiterei aufgetragen, den weichenden Feind durch ein großes Dorf zu drängen. Sie mußte zu diesem Behufe auf einer nur mäßig breiten Straße hinsprengen. Am Ende der Straße galt es, eine Kreuzung gegen französische Cavallerie zu behaupten. — Der Rittmeister, wie die Soldaten zu sagen pflegen, ein wahrer Feuerteufel und doch seelengut dabei, sprengte voran und freudig folgte ihm die ganze Schwadron. — An der Straßenkreuzung war ein schreckliches, unbeschreibliches Durcheinander von Pferden, Wagen und Geschützen des weichenden Feindes; mitten darin sah man plötzlich einen Knaben von drei bis vier Jahren, schmutzig, mit zerrissenen Kleidern, aber engelschön von Angesicht. Weiß der Himmel, wie er dahingekommen war! — In seiner Todesangst vor den Pferden der sächsischen Garde-Reiter gerieth er, indem er diesen ausweichen wollte, zu nahe

an ein Wagenrad; die Vorderachse riß ihn zu Boden, das Hinterrad mußte im nächsten Augenblick über seinen Kopf hinweggehen, er schien unrettbar verloren. — Man vergegenwärtige sich eine solche Lage und man wird ermessen können, welchen Eindruck dieses Begebniß auf jene Reiter der vorderen Reihen, welche dies sahen, üben mußte. Sie hatten bereits viele Männer sterben gesehen, aber ein Kind, und eines solchen Todes, noch nie; einen Augenblick stockte der Athem, stand das Blut still, — um im nächsten Augenblicke einem freudigen Bangen zu weichen. Denn rasch, wie der Gedanke, war der Rittmeister herbeigesprengt, hatte im Fluge den Kleinen bei einem Arme erfaßt und vor sich auf den Sattel gehoben. Wie das alles geschah, konnte sich niemand recht erklären, nicht einmal der Rittmeister selbst; freilich war er ein Reiter, wie solche selten sind. — Als er dann den Kleinen vor sich auf dem Pferde zurechtsetzte und das krauslockige Köpfchen an sich drückte, leuchteten seine Augen und wurden ganz feucht; er schien zufrieden, als wenn er ein Königreich erobert hätte. Die ganze Schwadron jauchzte ihm zu, ein Hurrah erscholl und fort gieng es mit geschwungenem Säbel gegen die Franzosen. Es kam zu einem gewaltigen Zusammenstoße und begann eine schwere blutige Arbeit. — Einige Stunden später wurde die Schwadron durch Kürassiere abgelöst und durfte ihren Marsch in's Biwak antreten. Freilich fehlte so mancher, der vor kurzer Zeit noch frisch und wohlgemuth mit ausgezogen war.

Nachdem einige, dem Andenken der gefallenen Helden geweihte Augenblicke verstrichen waren, erinnerte man sich auch des Knaben, und unter dem Vorwande einer gleichgiltigen Meldung beschloß ein Mann, zu dem Rittmeister vorzureiten, um sich zur Befriedigung der eigenen und der Kameraden Neugier nähere Kenntniß über das Befinden des Knaben zu verschaffen. Doch wie schnell war die Meldung vergessen bei dem sich darbietenden traurigen Anblicke; der

Knabe ließ den Kopf und die Glieder schwer hängen — er war todt! Der Rittmeister war leichenblaß und schaute unverwandten Blickes seinen armen Schützling an, den er noch immer fort vor sich im Arme hielt; man sah deutlich, daß er nur mit Anstrengung die Thränen zurückhielt. — Als die Schwadron das Biwak bezogen, drängte sich alles um die Leiche des Kleinen. Sonderbar! Diese Männer hatten so viele liebe Kameraden zu betrauern, und doch erregte dieser kleine Knabe die allgemeine Theilnahme in ganz besonderem Maße. Mehr oder weniger erachtet es der Soldat als seine Bestimmung, im Schlachtgetümmel zu sterben, — aber warum auch dieses unschuldige Kind? — Aeußerlich schien es gar keine Verletzung zu haben, doch zeigte sein Gesicht jenen Ausdruck der Schwäche, der immer die Folge einer tödtlichen Schußwunde ist. Die nähere Untersuchung ergab, daß eine Revolverkugel die Brust des Kleinen zerschmettert hatte; sie stäck noch in der Brust. Eine zweite Revolverkugel war durch des Knaben Unterleib gedrungen und unter dem Kreuze wieder herausgekommen. Letztere zog der Rittmeister aus seiner Tasche; sie hatte ihn unbedeutend am Unterleibe verletzt und war zwischen den Kleidern stecken geblieben. Beide Kugeln hätten dem Rittmeister den Tod gebracht, wenn er nicht den Knaben vor sich auf dem Pferde gehabt hätte. — In tiefster Erregung kniete er an der kleinen Leiche des Franzosenkindes auf dem Boden und bedeckte das schöne Gesichtchen mit Thränen. Manchem der Garde-Reiter ward so weh um's Herz, daß er sich abseits schlich und weinte. Kurz darauf übergab der Rittmeister seinen kleinen Schützling dem alten Bedienten, um ihn seiner am Rhein wohnenden Mutter zu überbringen, damit sie die Leiche des ungekannten armen Knaben, den Schutzengel ihres Sohnes, in der Familiengruft beisetzen lasse.

Ja fürwahr, des Herrn Rath ist wunderbar! Wir

dürfen doch täglich daran festhalten: Der Engel des Herrn lagert sich um die her, die ihn fürchten! Und wenn es mit einem Kindesleben in den Tod geht, so mögen wir wohl darüber weinen als über eine geknickte Rose; Kinderseelen gehören doch lebend und sterbend dem zu, der da geknickte Rohr nicht bricht, den glimmenden Docht nicht verlöscht und den Seinen zuruft: Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!

---

9. Hab ichs nun recht gemacht?

Zanket nicht auf dem Wege!
1 Mos. 45, 24.

Beide sind todt, der, welcher das Wort „Nichts kannst du recht machen!" immer im Munde führte, und der, welcher es so oft hören mußte, als jener es sagte. Der eine war der jüngste Lieutenant in der Schwadron und der andere der dümmste Rekrut, und so hitzig der eine war, so langsam war der andere.

In der heißen Schlacht von Gravelotte wurde die Schwadron einmal gegen einen Haufen französischen Fußvolks geschickt, das dem General an der Stelle, wo es stand, nicht behagte. Mit Hurrah gieng's auf das nächste feindliche Carree los; dem ungestüm wuchtigen Anprall vermochten selbst die geschlossenen Reihen der Franzmänner nicht zu widerstehen, das Carree wurde niedergeritten. — Wohl rissen Granaten und Chassepots manche Lücke in die Reihen der tapfern Westfalen, wohl verdreifachte sich das Feuer der im Hintergrunde aufgepflanzten Batterien: nichts konnte das stürmende Vordringen aufhalten, und mit Todesverachtung stürzten sich die Reiter in die Bajonette des zweiten Carrees, auch dieses mußte die Wahlstatt räumen. — Doch

immer neue feindliche Infanteriemassen tauchten auf, furchtbarer wurde das Feuer jener Batterien, unheimlich folgte das Geknarre der Mitrailleusen: wenn nur ein Mann übrig bleiben sollte, mußten die Reiter zurück. Um die Verwirrung vollständig zu machen, mußte noch ein mächtiger Haufen französischer Reiter aus einem verdeckten Gehölz über das zusammengeschmolzene Häuflein kommen, die das Feld rein kehrten, wie der Besen die Tenne.

Der Lieutenant war abseits gerathen, und flugs waren zwei gewaltige Reiter an ihm. Das Blut seiner Väter, die bei Leipzig und Waterloo gestritten hatten, steckte in dem preußischen Knaben, der lieber sterben als sich ergeben wollte; er wehrte sich gegen die schweren Säbelhiebe mit seinem flinken Arm, und sein Roß lenkte er zwischen den Kürassierpferden der Feinde hindurch, wie ein Seekadett das leichte Boot unter schweren Kriegsschiffen. Aber bald wurde sein Arm müde und sein wackeres Auge unsicher und matt, und eben nahm er im Geiste Abschied von seiner Mutter und seinem väterlichen Schloß unter grünen Bäumen, — da brauste ein Reiter heran, als gelte es, den Tod einzuholen oder die Wolke am Himmel.

Der „dumme" Soldat hatte etliche hundert Schritte beiseits hinter einer Mauer gehalten, bis die französischen Reiter zurückgegangen sein würden. Nach einigen Minuten hätte er sicher zu den Seinigen zurückkehren können, denn er hörte bereits das französische Rückzugssignal und die Trompeten von Kameraden näher kommen. Aber als er seinen Lieutenant in Todesnoth sah, gedachte er daran, was einem braven Soldaten gezieme. Darum faßte er mit fester Hand seinen Säbel, setzte über den Graben, und ehe der eine französische Reiter sich decken konnte, schlug ihm die starke Westfalenfaust eine Wunde, die kein Arzt heilen kann, und als der andere gegen ihn ausholte, zog er ihm eine Furche über die Stirn, daß der Mann klirrend nieder=

fiel und den weißen Kalkstein mit seinem Blute röthete. — Das war das Werk eines Augenblicks, den der Lieutenant brauchte, um sein schäumendes Roß zum Stehen zu bringen. Dann setzte sich der Soldat fest in den Sattel und fragte, den Lieutenant mit strahlenden Augen ansehend: „Habe ich es nun recht gemacht?"

Aber ehe noch das letzte Wort des Lieutenants Ohr erreichte, und ehe er rufen konnte: „Ja, ja, Du hast es recht gemacht!" und ehe er ein Wörtchen von dem sagen konnte, was der Soldat nie aus dem Munde seines Offiziers gehört hatte, kam eine Kugel aus dem Gebüsch geflogen und fuhr dem tapfern Reiter durch die Stirn, daß er lautlos vom Pferde sank. — Der Lieutenant wußte nicht mehr, was um ihn vorgieng; er warf sich weinend über den Gefallenen, aber, obgleich er ihm in's Ohr schrie: „Ja, du hast es recht gemacht, du hast alles recht gemacht!" hörte das Ohr so wenig wie der Felsstein, auf dem das Haupt des Erschossenen ruhte. Wenn heiße Thränen einen Todten zum Leben erwecken könnten, die Thränen, welche brennend auf das bleiche Antlitz niederfielen, hätten es vermocht.

Doch auch dem Lieutenant war der Heldentod für's Vaterland beschieden. Auf der Rückkehr von einem Patrouillenritt, wenige Tage später, passirte die Schwadron eben ein Gehölz, als plötzlich die Kugeln heimtückischer Franctireurs die Reiter umschwirrten. Den Lieutenant an der Spitze sprengten sie mit verhängten Zügeln in das den Feind bergende Gestrüpp hinein. Aber ehe sie noch so weit heran waren, um zum tödtlichen Streiche auszuholen, krachten noch einmal die Gewehre, und zum Tode getroffen sank der heldenmüthig voranstürmende Lieutenant vom Pferde. — Der Tod des Führers blieb nicht ungerächt, denn nicht Einer von dieser Bande entkam mit dem Leben.

Hundertmale hat in ähnlicher Weise der Krieg das Urtheil des einen Menschen über den andern geändert und ge-

bessert. Die Noth lehrt nicht bloß Gott erkennen und beten, sie lehrt auch Menschen erkennen nach ihren edelsten wie nach ihren schlechtesten Seiten, und helfen. Wie gut ist's da, wenn Mitmenschen sich nicht durch Stolz und harte Worte an einander versündigen. Es gilt noch heute uns allen Josefs warnendes Wort: Zanket nicht auf dem Wege!

---

10. Der Todesritt.

Wie sind die Helden so gefallen im Streit! 1. Sam. 1, 25.

Sie haben Tod und Verderben gespie'n,
Wir haben es nicht gelitten;
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen;
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Küraßiere wir und Ulanen.

Es war der Tag von Marslatour, welchem der Soldatenwitz und Volkshumor den Namen „Marschretour" gegeben hat. Der linke Flügel des deutschen Heeres war durch einen Vorstoß eines französischen Armeekorps und durch die energische Entfaltung der feindlichen Batterien in großer Gefahr. Das Alvensleben'sche Armeekorps, die wackeren Brandenburger, denen die Palme jenes Tages gebührt, konnte nur wenige Truppen nach dieser Seite hin entbehren. Da wurde beschlossen, die Kavalleriebrigade des Generals von Bredow, das Magdeburgische Küraßierregiment Nr. 7 und das Altmärkische Ulanenregiment Nr. 16 der bedrängten Infanterie zum Schutz in's Feuer zu senden.

Der Chef des Generalstabs des dritten Armeekorps, Oberst von Voigts-Rhetz, sprengte selbst an den Herrn von Bredow heran: „Herr General, der commandirende General hat mit dem General der Cavallerie von Rheinbaben verabredet, daß Sie drüben am Walde durchbrechen müssen, und Sie stehen noch ruhig hier?" — General von Bredow fragte erstaunt zurück: „Ich soll dort am Walde die Infanterie durchbrechen?" — „Ja wohl," war die Antwort, „wir haben das Dorf bereits genommen, aber können nicht an den Wald herankommen. Das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes steht. Sie müssen angreifen und zwar mit aller Macht!" Nun bildeten sie zwei Treffen, das Kürassierregiment auf dem linken Flügel am Waldsaume entlang, das Ulanenregiment auf dem rechten Flügel, hundert Schritte zurück. Der brave General sprengte mit seinem Stab, vier Offizieren, von denen er drei verlor, mit den Kürassieren ungefähr in gleicher Höhe. Die erste Batterie wurde mit nur zwei Geschützen fertig zum Feuern und schon waren die Deutschen drin. Der Major der Kürassiere, Graf Schmettow, hieb den Kommandanten der Batterie nieder, keiner durfte entfliehen. In rasendem Jagen gieng's auf eine Infanteriekolonne los; niedergeritten und niedergehauen konnte sie nur noch einzelne Schüsse hinten nachschicken. Jetzt waren die Kürassiere und Ulanen bereits vereinigt und so griffen sie die zweite Batterie an. Schmettow schreibt: „Wie ich mit Lieutenant Campbell an der Seite und einem Unteroffizier zuerst in der feindlichen Batterie war, suchte ich den feindlichen Major, der seinen Revolver ziehen wollte; ehe er dazu kam, hieb ich ihn über das Gesicht, daß er vom Pferde fiel. Ein Offizier zielte auf zwei Schritte auf mich, wurde aber vom Lieutenant Campbell und meinem Unteroffizier heruntergehauen. Zwei Shrapnellkugeln durchbohrten meinen Helm, doch so, daß ich nur ein heißes Gefühl auf

meinem kahlen Schädel hatte." — Der Adjutant, von zwei Kugeln getroffen, stürzte vom Pferde, der eine Trompeter wurde heruntergeschossen, dem andern das Pferd verwundet. In der zweiten Batterie floh, was nicht zusammengehauen war, und mit dem fliehenden Theil gieng es auf eine zweite Infanteriecolonne los. — Kurz, ehe sie erreicht, schwenkten aus einer Waldlücke zwei französische Schwadronen Kürassiere in die Linke unseres kleinen Häufleins; die letzte Infanterie wurde überritten. Der Lieutenant v. Campbell erfaßte die Standarte der französischen Kürassiere mit der linken Hand, die wurde ihm zerschossen. Schnell sah er sich umringt und der Gefahr der Gefangenschaft verfallen. Aber Kürassiere seiner Schwadron hieben ihn heraus. So schwenkten die Magdeburger Kürassiere mit den französischen und den Ulanen rechts ab und jagten zurück. — Die elf Züge, welche diesen Todesritt mitgemacht hatten, waren auf drei zusammengeschmolzen.

„Nie werde ich es vergessen," schreibt Graf Schmettow, „wie ich ungefähr an derselben Stelle, von der wir ausgeritten waren, dem ersten Trompeter, den ich fand, das Regimentssignal zu blasen befahl. Die Trompete war durchschossen und es kam ein Ton heraus, der mir durch Mark und Bein gieng."

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallnen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Herz:
Um Todte klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen —
Um sie alle, es gieng uns durch Mark und Bein,
Erhob sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten,
Die Rosse schnoben, der Regen rann
Und wir dachten der Todten, der Todten!

11. Die Alte von St. Privat.

Keiner wird zu Schanden, der deiner harret! Psalm 25, 3.

Nicht fern von der abgebrannten Kirche mitten in St. Privat liegt ein kleines Wirthshaus, das die gewaltigen Spuren des Kampfes bewahrt, welcher am 18. August 1870 dort gewüthet hat. Als H. Lüders, der künstlerische Berichterstatter der Zeitschrift „Daheim," den Ort zu Ostern 1871 aufsuchte, saß im Flur an der Hausthüre neben einem großen von einer Granate geschlagenen Loche ein altes Mütterchen. Das war ihr steter Platz, dort war sie seit Jahren gesessen. Keinen Tag hat das Mütterchen den Platz verlassen; sie war in dem Haus geboren und fragte nicht nach dem, was draußen in der Welt vorgieng. Niemand störte sie auf von ihrer Ruhestätte, die sie siebzig Jahre innegehabt, mit der ihr ganzes Dasein verknüpft war.

Da kam die Schlacht. Alles flüchtete, Jung und Alt verließ St. Privat, bedacht auf die eigene Sicherheit, und zog nach Metz hinein. Nur die Alte blieb, — man hatte sie vergessen. So saß sie denn auf ihrem Platze, als draußen schon die Kanonen donnerten, und betete. Näher und näher tobte der Kampf, das Häuschen lag voll Verwundeter: Männer in der Blüte der Jahre, Jünglinge in der Fülle der Kraft starben rings um das Mütterchen herum. Ueberall brannte es, — sie blieb verschont. Da kracht es furchtbar, dicht vor ihr zerbröckelt die Mauer; vor ihr schlägt eine Granate ein, sie verwüstet ringsum alles, — die Greisin betet fort und bleibt unversehrt. Unerbittlich verlangte der Tod nur das junge blühende Leben und verschmähte das Alter.

„Herr, ich habe viel ausgestanden in jenen Tagen," sagte ihm die Alte, als er sie an derselben Stelle sitzend

fand, wo die Granate eingeschlagen hatte, „aber Gott hat mich stets bewahrt." Und nun berichtete sie von all dem Elend jener Tage und wie es ihr lieb sei, daß sie wieder ruhig am alten Platze sitzen könne. —

So ist selbst diese Alte trotz ihrem dumpfen Gleichmuth durch ihr stilles Gottvertrauen eine Ermunterung für uns, nach dem Liedeswort zu leben:

Es jammre, wer nicht glaubt,
Ich will mich stillen:
Mir fällt kein Haar vom Haupt
Ohn Gottes Willen!

---

12. Ein ernster Besuch.

Denn sie ist eine Stadt, die heimgesucht werden soll. Jerem. 6, 6.

Eine reiche und angesehene Familie in Straßburg hatte in den fürchterlichen Tagen der Beschießung die großen Keller ihres Hauses vollständig zu Wohnungen einrichten lassen. Da gab's ein Vorzimmer, einen Speisesaal, einen Salon, eine Reihe von Schlafzimmern und Kabinetten; in einem andern Gewölbe befand sich die Küche und ein Stall für drei Kühe. Der Salon muß wirklich ganz gemüthlich gewesen sein, er war ausgestattet mit Teppichen, Lehnstühlen, einem Piano und einer kleinen Bibliothek. Im Licht der Lampen und Kerzen, die natürlich beständig brannten, beim Thee oder Mittagstisch, zu dem alle Vorräthe bereit lagen, konnte man die Beschießung wohl aushalten, wenn gleich nicht eine Viertelstunde hingieng, ohne daß man bei Tag und Nacht durch einen Schuß oder das Krachen einer Granate daran erinnert worden wäre.

Fast hätte diese ganze Einrichtung den Schein erwecken können, als ob man in diesem Hause leichtfertig unter den Gerichten Gottes dahin lebte und seine Zuchtruthen ebenso wenig verstehen wollte, wie das oberflächliche Frankreich. Doch trug die Familie mit voller Liebe auch die Noth ihrer armen Mitbürger. Während der ganzen Belagerung erwies sie manchen viel Gutes, vertheilte die Milch ihrer Kühe täglich unter die Säuglinge und kleinen Kinder in der Nachbarschaft, gab auch viel Lebensmittel und Geld zur Unterstützung der Armen.

Und der heilige Gott selbst ließ es an ernster Mahnung nicht fehlen. Eines Abends war der Eingang zu den Kellern aus Versehen offen geblieben, eine Granate ersah sich den Augenblick und rollte die Staffel hinab, bis sie im Vorzimmer liegen blieb. Da hatte sich die Familie eben zu Tisch gesetzt; man kann sich denken, mit welchem Entsetzen und Angstgeschrei dieselbe den düstern Eindringling begrüßte, bei dem sie jeden Augenblick die fürchterlichste Entladung erwartete. Eine qualvolle Viertelstunde gieng unter ängstlicher Spannung hin, bis ein Diener sich das Herz faßte, muthig hinzutrat und das mörderische Geschoß, das bereits erkaltet war, sorgfältig bei Seite schaffte. Sein Herr schenkte ihm für diese Heldenthat seine kostbare goldne Uhr und ließ die Granate später über dem Hofthor einmauern.

Wie viel hunderte solcher ungebetenen Gäste die Bewohner von Straßburg an den Ernst des richtenden Gottes gemahnt haben, das wissen wir nicht. Aber daß Gottes Gerichte nicht umsonst gewesen seien, das hoffen wir. Im Frühjahr 1871 berichtete man von dort, daß auf der zerstörten Neuen Kirche die wiederkehrenden Störche, welche seit uralter Zeit in der Stadt gerne gesehen waren, sich niedergelassen haben; möge der Geist des Friedens auf diese Stadt und in ihre Häuser sich reichlich niederlassen, damit der Herr unser Gott nicht in verderblichen Granaten, sondern

in Gaben des Lebens sich offenbaren und bei ihnen einkehren könne!

---

13. Die treue Magd.

Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande. Psalm 101, 6.

Der geneigte Leser kennt wohl jenes Lob, das der alte Bartholomäus Ringwaldt der frommen Magd gesungen hat:

Die fromme Magd vom rechten Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß,
Zu ihrem und der Frauen Preis.

Aber eins hat der alte Dichter nicht von ihr gerühmt, wie ihre Treue sich gerade in den schwersten Nöthen eines Hauses am schönsten offenbart.

Als die Beschießung von Straßburg in einer jener furchtbaren Sommernächte 1870 besonders heftig war, eilte der Knecht eines Hausbesitzers, der in einer entfernten Straße zur Miethe wohnte, zu seinem Herrn und sagte: Herr, das Nebenhaus brennt, und wenn nicht schnell gelöscht wird, so ist unser Haus in der Gasse verloren. — „Ich muß fort, rief der Mann, mein Vermögen steht in diesem Hause!" Allein wie er nun den Hut aufsetzen will, halten ihn alle die Seinigen zurück; denn gerade in diesem Augenblick tobten die tosenden Geschütze gewaltiger denn je. — „Nein, sagte jetzt die Magd des Hauses, Sie, Herr, bleiben da und ich gehe! Ich kann beim Löschen besser helfen als Sie, und die Kugeln fürchte ich nicht!" Damit eilte sie aus dem schützenden Keller dem Hause zu mitten durch den Kugelregen, und rettete so mit dem Knechte das große stattliche Gebäude. Sie brachte ihr Leben als eine Ausbeute davon,

denn auch in Feuersgluten behütet der Herr die treuen Seelen; aber sie hatte eine Liebe und Anhänglichkeit bewiesen, die stärker ist als der Tod.

Als die Straßburger Familie diese Heldenthat einem Verwandten in Württemberg schrieb, las er den Brief in seinem Hause laut vor; die Magd aber, die seit Jahren im Hause dient, sagte still und verschämt: „des thät i net!" Ja wohl, wir thäten so etwas nicht, wenn wir mit Fleisch und Blut zu rathe giengen; aber ich denke, die Liebe Christi könnte uns willig machen, es auch zu thun; und wenn Hiller einmal betet:

Wie unversehn's verwirrt
Dem Petro alle Sinnen
Nur eine schlechte Magd,
Nur eine Furcht vor Noth!

so dürfte diesmal eine treue Magd uns zu etwas Besserem verleiten: zur Liebe, die das Leben gibt in den Tod.

---

14. Die Neue Kirche.

Alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich! Psalm 42, 8.

Max Reichard, der, früher Pfarrer in Fröschweiler im Elsaß, jetzt als Consistorialrath in Posen steht, war zur Zeit der Belagerung Straßburgs 1870 Pfarrer an der Neuen Kirche und hat uns über diese angstvollen Tage die anschaulichste Schilderung im „Daheim" gegeben. Aus dem Tagebuch der Frau, deren Mann eben durch die flammenden Straßen eilte, stammt folgende ergreifende Darstellung aus der Tiefe.

„Ach Herr, Herr! schone des alten Vaters und der

Lieben, die dort hinter der Kirche wohnen und die das Feuer bedroht wie uns! Schone unseres Hauses und verhüte, daß mein Mann nicht komme durch die schreckliche Nacht hindurch! — — Jetzt ist's elf Uhr, da fängt die Kirche an zu brennen. Von der Bibliothek aus hat die Flamme hinüber gezüngelt in den ungeheuren Wald von Balken und Sparren, die unser Kirchendach bildeten! Unsre Kirche brennt! und kein Mensch kann sie mehr retten! Unser Fröschweiler Kirchlein zuerst und nun noch unsere Neue Kirche. Die Kirche Taulers, wo mein Vater seit vierzig Jahren das Wort Gottes verkündete, in der mein Mann zum letztenmal vorigen Sonntag gepredigt hat! Ja wohl: „Valet will ich dir geben!" Du liebe, liebe Kirche! — — Das Feuer hat ihrer vor zehn Jahren geschont, als das Gymnasium abbrannte, — — nun steht sie da, wie ein ungeheurer Altar, von dem die Glut gen Himmel sprüht und vielleicht in die halbe Stadt hineinbrechen wird! Der Gymnasiumsflügel, welcher der Kirche zunächst steht, wird immer mehr trotz aller Anstrengungen vom Feuer ergriffen. Das ganze Dach steht in Flammen, Schritt für Schritt vertheidigen die wenigen Männer, die da sind, jedes Fenster, jedes Zimmer. Aber schon sind die Schlafsäle der Schüler und die Wohnung des Direktors ergriffen, und wenn das Dach der Kirche auf uns stürzt, dann wird auch unser Flügel nicht zu retten sein.

Unaufhörlich regnen die Ziegel des Kirchendachs in den Gymnasiumshof herab, — es ist der eigenthümlichste, unheimlichste Lärm, den ich je gehört! Wie ein Knattern und Prasseln tönt es ununterbrochen, — dabei das Wogen der Flammen in der Kirche, wie das der See, und das Krachen der Granaten! Welch eine Nacht! Jetzt sind die letzten Ziegel in einer Flut herabgerollt, — das Dach ist leer! Und nun ist's eingestürzt auf das schöne Gewölbe. O des Jammers! und doch noch — Gott sei Dank! nicht auf uns,

nicht auf das väterliche Haus. Das Gewölbe hat die Last nicht getragen, ein schreckliches Krachen hat uns gezeigt, daß es durchbrochen ist; und nun ist die ganze Kirche selbst der Feuerherd. — Das Thürmchen mit der kleinen Silberglocke ist gestürzt. Sie wird uns nicht mehr zur Kirche läuten, noch ihre helle Stimme in den Chor der Schwestern am Dom Sonntagmorgens mischen, des Herrn Ehre zu verkündigen! Nun brennt gewiß die Orgel! — war das nicht ein Orgelklang, der tiefwehmüthige Ton, der plötzlich durch das Prasseln der Flammen hindurchgedrungen ist? — Dein herrlicher Gesang wird nicht mehr unter deines alten Meisters Hand durch die Hallen brausen, du liebe schöne Orgel mit den tiefen und hohen Tönen, die uns die Seele so wunderbar bewegten! Zu wie manchen Tagen hast du uns den Grundton angestimmt, in schwerer wie in selger Zeit. „Valet will ich auch dir geben!" in Hoffnung anderer Töne, die wir im Himmelreich hören werden, wenn aller Streit ein Ende hat, und kein Krieg, kein Leid, kein Geschrei mehr sein wird!"

Durch Feuer und Rauch, durch Granatensplitter und stürzende Balken, bahnte sich der Gemahl der Schreiberin den Weg zu den Seinen. Das war eine Wonne in Thränen und unter dem Vorsatz: „nun aber nicht mehr auseinander gehen, so lange die Gefahr anhält!" Dann fährt er fort:

„Erst jetzt erfuhr ich die Größe des Unglücks, das uns betroffen. Ich eilte auf den Grasboden, den Hofraum, der vom Gymnasium zu der Bibliothek führt; dort stand, schluchzend und weinend an die Linde gestützt, mitten im Hof, der Professor am Seminarium, Dr. B. Mit unverwandtem Blicke schaute er dem Feuerherde zu, in dem sich alle die Schätze verzehrten, die jahrhundertelanger Fleiß und Eifer gesammelt hatten. „Ist's wahr, fragte ich, daß die Manuscripte gerettet sind, wie man mir eben gesagt?" — „Gerettet? . . . Nichts, nichts; alles verloren! Hier hab

ich mir soeben das letzte Blatt aus den Trümmern und aus der Asche geholt!" Und dabei zeigte er mir ein ganz verkohltes Buch, — unbedeutende Blätter, welche die Glut herausgeschleudert hatte. „O, daß deutsche Kugeln uns das thun mußten! o des Wehs und des Jammers für unsre Herzen!" — Eine Weile schwieg er still, wir weinten zusammen, dann sagte er plötzlich mit gehobener Stimme: „Sehen Sie die Linde, an der wir stehen! Sehen Sie das Denkmal Sturm's dort mitten im Schutt unversehrt! Sie haben den Brand ausgehalten, und die Linde schon zum zweitenmal! — Und es wird doch wieder grünen unser protestantisches Gymnasium, und es wird wieder auferstehen im Geiste Sturm's! — Glauben Sie mir, der alte Gott lebt noch!"

---

15. Die Verwüstung.

Sie werden die verwüsteten Städte erneuen! Jesaj. 61, 4.

Ein Deutscher, welcher zur Zeit des großen Brandes in Hamburg gewesen war, versicherte beim Wandern durch die Gassen und Straßen des eroberten Straßburg, das Schauspiel der Zerstörung am Morgen nach jener Feuersbrunst sei nicht so herzzerreißend gewesen, wie das, welches die verwüsteten Stadttheile Straßburgs boten.

Vom Steinthor bis zum Nationalthor war kaum noch eine Mauer von Hunderten von Häusern, welche diesen Raum bedeckten. Ganz vereinzelt stand hie und da noch ein Haus. Ein Beobachter trat in eins hinein: da waren Granaten auf's Dach gefallen und durch die Wände gedrungen. Einige waren geplatzt und hatten große Verheerungen angerichtet. Stücke von Vorhängen, von Glas,

Porzellan, Betten, Möbeln waren seltsam vermischt mit Kalk, Mörtel und Holzsplittern. Einige Zeitungen waren der Verwüstung entgangen, sie hatten wahrscheinlich in dem Augenblick, wo die Bombe in das Haus schlug, auf dem Tische gelegen; die letzte war vom 8. September datirt. Der Zeiger einer an der halbzerstörten Wand hängenden alten Schwarzwälder Uhr wies auf ein Viertel auf Neun, und da die Uhr wahrscheinlich durch herabfallenden Kalk und Steine beschädigt und zum Stillstehen gebracht war, so wäre das Haus am 8. September Morgens gegen 9 Uhr unbewohnt gemacht worden. Die oberen Zimmer hatten eine Sammlung ausgestopfter Vögel und präparirter Insekten enthalten. Durch einen Kasten voll Schmetterlinge war eine Kugel oder ein Granatsplitter gegangen und hatte mehrere Schmetterlinge zerstört, ohne die Nadeln, an denen sie befestigt waren, zu beschädigen. Die Vögel lagen in formlosen Massen, hier ein Haufen Federn, dort Gestelle und Füllung, einige waren unversehrt geblieben. Der Eigenthümer des Hauses erzählte, die Sammlung gehöre einem Miether, der fünfzehn Jahre gebraucht, sie zusammen zu tragen.

Wenn so die Verheerung bis in's Kleinste ging, wußte man in ganz Deutschland so gut wie im Elsaß, welch ein Jammerbild die zerstörte Neue Kirche und Bibliothek und andere herrliche Bauten darboten. Die deutschen Soldaten waren voll Freude, daß wenigstens das Münster nicht viel gelitten, und erzählten, daß ihnen jeden Tag anbefohlen wurde, das Münster zu schonen. — Ueber dem Judenthor aber, erzählten uns andere, hat eine Kugel einen Theil der dort befindlichen Inschrift weggerissen. Die Worte: Terrori hostibus — den Feinden zum Trutz — sind verschwunden, die andern aber: Praesidio civibus — den Bürgern zum Schutz — sind geblieben. Möge das eine gute Vorbedeutung für alle Zukunft sein, daß Straßburg eine Friedensburg

werde, wenn sie auch in das Gewand einer deutschen Kriegsburg gekleidet bleibt!

---

16. Ein Gottesgericht.

Er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemandes Beinen. Der Herr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen. Psalm 147, 10. 11.

Es wäre ein eitler Selbstruhm, wie er dem gottlosen Herzen natürlich, der christlichen Demuth aber zuwider ist, wenn wir meinten, alles, was von Deutschen im großen Krieg 1870 und 1871 gethan wurde, sei vor Gott recht, und der Herr habe sich, wie im Ganzen und Großen zum Werke des deutschen Volkes, so auch in allen einzelnen Stücken zum Thun aller deutschen Soldaten bekannt. Gesündigt wurde nicht nur drüben, sondern auch hüben, und daß der strafende, rächende Gott in jenen Tagen auch manchen unserer Leute, der, von der Rauheit des Kriegshandwerks oder von der Roheit des eigenen Herzens fortgerissen, der Stimme der Menschlichkeit das Gehör versagte, zu finden wußte, davon ist das nachfolgende, welches wir dem glaubwürdigen Munde eines bayerischen Sergeanten entnehmen, gewiß nicht das einzige Beispiel.

In Balan, der Vorstadt Sedan's, hatten die bayerischen Soldaten bekanntlich einen harten Stand, eine verantwortungsvolle Aufgabe. Sie sollten jenen Punkt um jeden Preis nehmen und halten. Auch die Einwohner Balan's betheiligten sich am Kampfe; viele von ihnen wurden mit den Waffen in der Hand ergriffen und, wie es in solchem Falle nach Kriegsrecht ihnen gebührte, erschossen. Aber auch

mancher, der am Kampfe sich nicht betheiligt hatte, mag in der Leidenschaftlichkeit, welche die Erbitterung erzeugt hatte, und bei der Unmöglichkeit einer strengen Untersuchung der wirklichen Schuld mit den Schuldigen seinen Tod gefunden haben. In einem Falle hat Gott deutlich solchen Irrthum gekennzeichnet und den Schuldigen zur Strafe gezogen. — Unter andern Bewohnern Balan's wurde ein junger, hochgewachsener, in der Blüte des Mannesalters stehender Franzose von einem bayerischen Infanteristen vor einen Lieutenant gebracht mit der Anklage, daß er aus einem Hause auf die bayerischen Truppen geschossen habe. Der Ankläger konnte es mit nichts Anderem beweisen, als damit, daß überhaupt aus jenem Hause, in dem der Angeklagte gefangen genommen worden war, Schüsse gefallen waren. Der Franzose selbst stellte in gebrochenem Deutsch es auf das entschiedenste und unaufhörlich in Abrede, daß er geschossen habe, und bat in der beweglichsten und dringlichsten Weise, seines Lebens zu schonen. Der Lieutenant war ungewiß, was er thun sollte. Er wagte keines von beiden, weder den Gefangenen frei zu lassen, noch selbst die Exekution vollziehen zu lassen. Er überließ es dem Ankläger, mit dem Beschuldigten zu thun, was er wolle. — Dieser erklärte dem Franzosen, er müsse sterben. Vergebens erneuerte derselbe die Versicherung, daß er nicht geschossen; vergebens bat er inständig, sein junges Leben zu schonen. Einige Kameraden des Anklägers, denen das ganze Gebahren des Franzosen den Eindruck der Wahrheit machte, baten für ihn, aber umsonst. Die Mordlust behielt die Oberhand. Er stellte sein Opfer an eine Mauer und schoß selbst die vernichtende Kugel auf ihn ab. Sie verfehlte ihres Zieles und ihrer Wirkung nicht, aber nachdem sie den Unglücklichen durchbohrt, prallte sie an der Mauer ab, fuhr zurück auf eben den, der sie entsendet, und verwundete ihn schwer am Fuße. Er mußte in Folge dieser Verwundung in das

Feldlazaret gebracht werden, und — starb an ihr vierzehn Tage, nachdem er dieselbe empfangen hatte.

Es war das einstimmige Urtheil aller Soldaten, welche den Vorfall mit angesehen hatten, daß ein Gottesgericht an ihm sich vollzogen habe. — Es gehört eben zu einem rechten Kampfe, wie Luther einmal so schön ausgeführt hat, nicht bloß der Mann „Carolus" — oder wie der Kriegsmann immer heißen mag — der die Hand am Schwerte hat, sondern auch der Mann „Christianus," der seine Hände zum Herrn erhebt im Gebet. Es muß ein feines christliches Soldatenherz sein, das aus einem solchen Kampfe will mit unbeflecktem Gewissen hervorgehen.

---

17. Jammer und Jubel.

Den Abend lang währet das Weinen,
aber des Morgens die Freude! Psalm 30, 6.

Von dem schrecklichen Anblick des Schlachtfeldes von Sedan haben wir ganz niederschmetternde Berichte empfangen. Der Berichterstatter des englischen Blattes „Times" versichert, daß kein menschliches Auge je auf so empörenden Gegenständen geruht habe, wie da. „Mögen Sie sich Massen gefärbter, mit Blut und Gehirn zusammengeleimter und durch Knochenstücke in sonderbare Form gebrachter Fetzen vorstellen, mögen Sie sich Leiber ohne Köpfe, Beine ohne Leiber, Haufen menschlicher, an rothem und blauem Tuch klebender Eingeweide und ausgeweidete Leiber, in Uniformen umherliegende Körper mit zerschmetterten Schädeln, weggerissenen Gesichtern, zerschmetterten Hüften, Knochen, Fleisch und bunten Anzügen, alles wie in einem Mörser zusammengestampft, sich meilenweit ausdehnend, nirgends sehr dicht, aber immer fort auf ermüdende Stunden wieder-

kehrend denken, — dann können sie sich bei der lebhaftesten Einbildungskraft doch die entsetzliche Wirklichkeit dieser Schlächterei nicht vergegenwärtigen."

Das ist, wie dieser Engländer sagt, die Kehrseite der Medaille, auf deren Vorderseite sich die strahlenden Wappenbilder des Ruhms und des Siegs befinden. Und der Jammer konnte und durfte den Jubel des Sieges nicht aufhalten. Als über die blutgetränkten Höhen und Thäler, über denen schwer und dick der Pulverdampf lag, sich die Nachricht verbreitete, daß der Kaiser sich ergeben und Sedans Heer capitulirt habe, da erhob sich allenthalben ein ungeheures Jubelgeschrei. Tausende von Helmen, Tschakos, Feldmützen, Tausende von Bajonetten und Säbeln wurden zum Himmel erhoben, und selbst die Verwundeten und Verstümmelten mischten ihre schwache Stimme in den Jubelruf des Siegs. Ein Offizier erzählte, wie er einen großen, mächtigen preußischen Soldaten gesehen habe, der, die Rechte in die Seite gepreßt, im Todeskampfe gelegen war und nun plötzlich, als er die Ursache des Lärms begriff, kerzengerade mit einem lauten Hurrah in die Höhe fuhr. Dann fuhr er noch einen Augenblick mit den Händen in der Luft herum, bis das Blut wie ein Strom aus seiner Wunde stürzte und er selbst lautlos und todt über einen gefallenen Franzosen rollte.

Es wäre der Gegensatz jenes Jammers und dieses Jubels für ein tieferes Gemüth zu schauerlich, wenn wir nicht wüßten, daß der deutschen Herzen nicht wenige waren, die den Trost und die Kraft zu beidem bei Gott suchten. Gebet und Thränen waren auch hier vorhanden: Thränen — zumal in unsers Kaisers Auge, der seiner Gemahlin schrieb: „Ich scheue mich, nach den Gefallenen zu fragen!" und von dem ein Augenzeuge berichtet: „Des Königs Antlitz, wenn er auf das Schlachtfeld blickte, hatte einen fast klagenden Ausdruck;" Gebete aber — dafür soll jener Soldat

Zeugniß ablegen, von dem die Blätter im September 1870 berichteten. Reihenweise hingestreckt lagen die Tapfern der preußischen Garde, unter denen der Tod besonders entsetzliche Ernte gehalten hatte. In den erstarrten Händen hielt einer ein aufgeschlagenes Gebetbuch: es lag vor ihm das Dankgebet eines Soldaten nach errungenem Sieg. — Was können wir da anders sagen, als:

O Brüder, laßt uns danken
Trotz Dampf und Blut und Nacht;
Der Sieg ist unser worden,
Der Herr hat's wohl gemacht!

---

18. Ein Pfarrhaus im Krieg.

Sie gehen durch das Jammerthal und
machen daselbst Brunnen. Psalm 84, 7.

Auf den Durchmärschen durch das französische Gebiet mag's hinter den Truppenmassen her allerdings zuweilen gewesen sein, wie eine Flur, die von Pferden und Wagen zertreten ist, und da kein brauchbarer Halm mehr sich zeigt.

Divisionsprediger Kadelbach von der 11. preußischen Infanteriedivision erzählt manches dergleichen von seinen Erlebnissen in Lothringen. Da tritt er einmal in einem Dorf bei Luneville in sein Quartier. Der Hausflur ist, wie in vielen französischen Wohnungen auf dem Lande, Küche und Wohnzimmer zugleich. Eine alte Person sitzt mit zusammengeschlagenen Armen auf dem Strohstuhl vor dem Herde, neben ihr eine graue Katze, die sie füttert; sie macht auf den ersten Blick den Eindruck, daß ihr Geist sehr blöde und stumpf sei. Auf seine Frage nach einem Quartier weist sie ihn in ein Zimmer, das mit seinen

leeren Wänden, seinem Staub und Schmutz wenig einladend aussieht; das einzige Geräthe drin ist ein Tisch und ein alter Stuhl. Er läßt sich die übrigen Räume des Hauses zeigen: alles ist leer. Haben Sie nicht wenigstens eine Matraze? fragt er. Nein! ist die Antwort. Kein Stroh? Nein. —

Solche Nein und aber Nein sind unsern Leuten hundertmal entgegengeschollen, und nicht so gut ist es jedesmal dann gegangen, wie unserem Feldprediger am andern Tage. Wie er da in dem Dorf Haroue ungeduldig die Straße auf und ab wandelt, da geht die Thüre eines Hauses auf, und heraus tritt der Pfarrer des Orts in seinem großkrämpigen flachen Hut, seinem langen wallenden Rock, mit Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. „Was macht Ihr hier? Auf wen wartet Ihr?" fragt er in seinem gebrochenen Deutsch. Und als der Deutsche ihm's gesagt, fragt er wieder: „Wollt Ihr etwas essen?" Das läßt sich jener nicht zweimal fragen und theilt seinen Leuten, die mit Pferden und Wagen hundert Schritte davon entfernt halten, mit, daß er in dies Haus gehe und sie ihn zur rechten Zeit abrufen sollten. Wie der Pfarrer den Küster und die beiden Trainsoldaten sieht, fragt er: „Sein das Euer?" — Ja, Herr Pfarrer! — „Haben sie auch Hunger?" — Wahrscheinlich, Herr Pfarrer. — „Kommt, auch essen, der eine nach dem andern!" — Das war ein gesundenes Mittagsbrot; und wie schmeckte es nach dem langen Warten, das gebratene Huhn mit Kartoffeln, der vortreffliche Wein! — Zuletzt lädt er den Deutschen zum Nachtquartier ein. „Lieber Herr Confrère — Mitbruder —, sagte er und ergriff seine Hand, es ist böse, schwere Zeit; aber trotzdem muß man sein Herz nicht hart werden lassen. Ihr gehört zu den Feinden und Ihr seid auch Protestant; aber Ihr seid doch mein Bruder und Ihr seid in der Fremde; was ich habe, sollt Ihr auch haben!" Es lag etwas überaus Schlichtes

und Herzgewinnendes in diesem gebrochenen Deutsch des Priesters.

Und wie lieblich war dieses Pfarrhaus und wie friedlich seine Gartenseite! Nach außen von wenig schönem Anblick, mit kleinen Thüren, wenigen Fenstern, geschlossenen Läden, aber gegen den Garten ein kleines Paradies. Und welch köstliches Obst, welche wundervolle Trauben prangten dort an den langen Gartenmauern in einer herrlichen Fülle! Da wurde gekostet und versucht von Bäumchen zu Bäumchen, von Stock zu Stock; dann flog die Rede über diesen und jenen Gegenstand hin; weiter wurde die großartige Bibliothek beschaut, die dem Kaplan, einem früheren Professor der Theologie, der sich gesundheitshalber zurückgezogen hatte, gehörte, und endlich das einfache Mahl eingenommen, — der Tag war dahin, ehe man sich dessen versah!

Das war ein Gegenbild zu dem Anblick mancher Wüstung, eine kleine Oase neben manchen andern; aber die köstlichste Quelle, die in ihr sprudelte, war nicht der Wein der Champagne, sondern das Menschenherz, das die Liebe zum Feinde kennt.

---

19. Zartgefühl.

Gebet dem weiblichen, als dem schwächsten Werkzeug seine Ehre, als auch Miterben der Gnade des Lebens! 1 Petri 3, 7.

Es gehörte zu den eigentlichen Roheiten der kaiserlichen Regierung der Franzosen, daß den Bewohnern des Badener Landes für den Fall ihrer Treue gegen Preußen im Sommer 1870 eine furchtbare Rache gedroht wurde, und daß in einem Aktenstücke diese Drohung in den abscheulichen Ausdruck auslief: „selbst die Frauen sollten nicht geschont

werden.“ Dem gegenüber lesen wir mit Freuden folgenden Bericht in der Pall-Mall-Gazette, einer fremden Zeitung:

„Ich besuchte dieser Tage das Nonnenkloster L'Esperance, wo eine Verwandtin von mir sich befindet. Die Nonnen waren eben damit beschäftigt, sich für eine etwaige Flucht Laienkleider zu verfertigen; sie berichteten mir aber, daß meine Anverwandte mit einem Dutzend der jüngsten Schwestern erst kürzlich auf der Nordbahn aus Paris nach der Abtei Royaumont abgereist sei. Sie haben diese Bahn gewählt, weil sie in dieser Richtung am schnellsten die Preußen zu erreichen hoffen könnten. Die Aebtissin fügte hinzu: ‚Dort werden sie in vollster Sicherheit sein, denn es sind dreihundert Preußen in jenem Kloster einquartiert. Die sind ehrerbietig und sogar fromm, einige katholisch, andere protestantisch, mais tous sont pieux et d'une convenance parfaite — aber alle sind fromm und überaus wohlanständig.‘ — Ich zweifle nicht an der Wahrheit dieser Aussage, aber ich mußte staunen über die wunderbare Bekehrung der Aebtissin. Ich hatte nicht lange zuvor, während der Belagerung, aus ihrem Munde gehört, daß die Preußen mit den Klöstern auf's abscheulichste umgegangen seien.“

Es ist dies nur einer von hundert Fällen, in welchen die welschen Frauen Schutz bei den deutschen „Barbaren“ fanden und in welchen diese bewiesen, daß sie nicht berufen seien, Krieg gegen Frauen und Kinder, sondern gegen Tyrannen und übermüthige Angreifer zu führen.

20. Das Erbarmen im Feldpostamt.

Dienet einander! 1 Petr. 4, 10.

Eine der bewundernswerthesten Leistungen im Kriegsleben bewundern wir an der deutschen Feldpost, welche eine unbeschreibliche Masse von Briefen und Gepäcken zum Herzenstrost und zur Leibeserquickung des Heeres in dem Kriegsjahr befördert hat, zum Theil unter den allerschwierigsten Verhältnissen. Man soll unter den Männern, welche des Vaterlands Stütze in dieser großen Zeit gewesen sind, auch des Generals der Feldpost, Oberpostdirektors Stephan, nicht vergessen.

Wenn aber die Strenge und der Ernst des Postwesens in der ernsten Zeit sich zu der treuesten Hingabe an die gemüthlichen Bedürfnisse des Herres erweichte, so ist leicht der schönste Zug in dieser Arbeit der, daß die deutsche Post selbst dem Feinde ihren Dienst nicht ganz versagte. — Ein altes Mütterchen aus der Gegend von Coulommiers bei Meaux hatte lange Zeit von ihrem Augapfel, ihrem einzigen Sohn, der zur Besatzung der Festung Bitsch gehörte und dort von den Deutschen mit eingeschlossen war, keine Nachricht empfangen. Die Pariser hatten wenigstens ihre Ballonposten, welche durch die Luft die Nachrichten ins platte Land trugen, aber in Bitsch war alles still. Doch die Mutterliebe forscht gründlich und wagt viel. Weheklagend erscheint das Mütterchen eines Tags bei der preußischen Feldpost in Coulommiers und bittet unter tausend Thränen, man möchte ihr doch einen Brief befördern an — ihren Sohn in Bitsch, und auch für eine Antwort von da besorgt sein. Sie hatte ein Großes erbeten, aber es wurde ihr auch mit größter Freundlichkeit gewährt. Trotz Belagerung und Beschießung beförderte deutsche Gutmüthigkeit den Brief, und nach vierzehn Tagen war richtig eine Antwort von Bitsch in den Händen des

Weibleins. Welch ein Glück für ein treu besorgtes und tief bekümmertes Mutterherz! — Von dem Tag an erschien die weibliche Landbevölkerung, Alt und Jung, schön und häßlich, regelmäßig im Postamt mit hundert Wünschen ähnlicher Art, und sie wurden nicht abgewiesen, wenn's irgend möglich war.

Aber zu den neuen Abonnenten kamen auch neue und ungewohnte Postbeamte. Lazaretpfarrer Kümmel schreibt: Als ich eines Tags auf meine Nachfrage bei der Feldpost liebe Briefe von Weib und Kindern empfangen durfte und der viel geplagte Postbeamte meine helle Freude darüber sah, sagte er seufzend: „Ach, wenn man doch solche Freude auch den armen Verwundeten bereiten könnte! Sehen Sie, hier habe ich 75 Briefe an Verwundete, die in Gorze liegen sollen. Ich habe aber niemand, der die Briefe austrägt, weiß auch gar nicht, in welchem Hause sie liegen; so bleiben die Briefe einige Tage hier auf der Post, dann muß ich sie als unbestellbar zurücksenden!" Welche Grausamkeit! dachte ich bei mir selbst, und erbot mich alsbald, die Briefe fortan auszutragen. Da sagte der liebe Mann unter hervorbrechenden Thränen: „Lieber Herr Pfarrer, wenn Sie sich dieser Mühe unterziehen wollen, so erwerben Sie sich einen Gotteslohn!" Fortan war ich Briefträger von Gorze für die Verwundeten unter dem Beistand meiner lieben Amtsbrüder Schall und Bossard. Wie viel herzliche Händedrücke haben wir da empfangen, wie viel Freudenthränen schauen und mitweinen dürfen! — Da lag auf einer Stube in meinem Bezirk ein Verwundeter mit vier Kameraden und drei Franzosen. Ich hatte bald diesem, bald jenem einen Brief bringen dürfen, dieser eine arme Kamerad aber war bisher immer leer ausgegangen. „Ach, sprach er traurig zu mir, mir werden Sie keinen Brief bringen; mich haben sie daheim vergessen!" und dabei rannen ihm die Thränen über die Backen. Ich tröstete und bat ihn, Geduld zu haben. Und richtig, am folgenden

Sonntag war unter den mehr als hundert Briefen auch einer für diesen Betrübten. Wie eilte ich freudigsten Herzens zu ihm, und als er wirklich solch lieben Gruß aus der Heimat in seiner zitternden Hand hielt, brach er in helle Freudenthränen aus und schluchzte: „Ach, mein lieber Gott! wirklich ein Brief für mich! Ach, welche Freude! So haben sie mich doch nicht vergessen daheim! Ach, mein Gott, und gerade an diesem lieben Sonntag solch große, große Freude!“ Er dankte und lobte Gott und küßte den Brief, dann erst bat er mich, denselben zu öffnen und ihm vorzulesen.

Als endlich Paris, der Augapfel der Franzosen, der deutschen Umklammerung nachgeben mußte, nahm die Feldpost in Versailles an der Seinebrücke acht Wagen voll Briefe von der Pariser Post in Empfang. Die hatten sich in der Belagerungszeit angehäuft und wurden nun mit deutscher Gewissenhaftigkeit befördert. Ehre der deutschen Feldpost: sie hat nicht nur ihren Posten mannhaft ausgefüllt, sie hat auch das Erbarmen gegen Freund und Feind zu ihrem Schalter hineingelassen.

---

21. Die Ruinen von St. Cloud.

(Aus „Lohmann, Ethische Studien.“)

Auf Eine Stunde ist dein Gericht gekommen! Offenb. 18, 10.

„Gerade wie die Ruinen an den Ufern des Rheins!“ hörte ich einen Franzosen sagen, der vor den Trümmern des Schlosses St. Cloud neben mir stand. Allerdings ist das Thal der Seine gar lieblich, und die nicht weit von einander auf sanften Anhöhen liegenden ausgebrannten Umfassungsmauern von Meudon und St. Cloud können äußerlich an dieses und jenes Schloß am Rhein, z. B. den Rhein-

felsen bei St. Goar erinnern; aber es ist doch etwas ganz anderes mit unsern Burgen am Rhein, als mit diesen Denkmälern der gestürzten Napoleonischen Größe! Welch ein Zauber der Poesie umschwebt unsre heimischen Burgen, wie hat die Sage ihren Schmuck darum gewunden, wie geisterhaft webt die Abenddämmerung ihren Schleier um die von Epheu umrankten Thürme! Wir betreten mit Ehrfurcht die Hallen unsrer Väter, der Vorzeit Schauer fassen uns in den Gewölben an, und ob uns grauet vor der Kerkernacht ihrer Burgverließe, so fühlen wir doch eine Sehnsucht nach der Zeit, als . . . . Walter von der Vogelweide sang: „Deutsche Art geht doch vor allen!“ — Wandern wir dagegen durch die Trümmer von St. Cloud, so gedenken wir an das Wort im Schiller'schen Wallenstein, der ja so viel Aehnlichkeit mit Napoleon I. hat: „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus!“ Nicht bloß ein finstrer Geist, sondern der Fluch lastet darauf, und Mord war dieses Hauses ererbte Losung.

St. Cloud, lieblich an den Ufern der Seine in einem prachtvollen Parke gelegen, war der Lieblingsaufenthalt Napoleons I. Hier hat er als General Bonaparte am 18. Brumaire des Jahres 1799 die im Orangeriehause des Schlosses tagende, von der Nation gewählte Versammlung, den Rath der Fünfhundert, mit seinen Grenadieren auseinander gejagt und sich vorläufig unter dem Namen „erster Consul“ zum Herrscher über Frankreich aufgeworfen. . . . Hier pflegte auch Napoleon III. die Sommerfrische zu genießen, hier fühlte er sich behaglich, denn er fand sich zu Hause und konnte in Napoleonischen Erinnerungen schwelgen. Als am 19. September 1870 unsre Krieger dieses Schloß betraten, fanden sie noch alles unversehrt. Die Sessel in Napoleons Arbeitszimmer standen noch so, wie sie die Generale vom Tisch gerückt hatten, an dem der Feldzugsplan gegen Deutschland festgestellt worden war; die Landkarten lagen noch auf

dem Tische; die Feder fand sich noch auf dem Tintenfasse, mit der Napoleon die Kriegserklärung unterzeichnet hatte. Im Parke steht noch der Pavillon, der die Station für den kaiserlichen Eisenbahnzug bildete. Hier nahm Eugenie von dem Kaiser Abschied, als er mit ihrem Sohne in den Krieg zog. Sie lächelte süß, so lange er sie sehen konnte, ohnmächtig stürzte sie nieder, sobald der Zug davon dampfte.

Wandeln wir durch die Orangenhaine: sie blühten in voller Pracht, als Napoleon mit Eugenie überlegte, wie man Preußen demüthigen, Deutschlands wachsende Macht und Einheit hintertreiben könne. — Sie stehen jetzt jämmerlich erfroren da, die Bildsäulen beschmutzt oder zertrümmert, die großartigen Cascaden vertrocknet: wer wird wieder Wasser darüber führen? Die herrlichen Bäume des Parkes sind zum Theil von Granaten zerschmettert oder zur Bildung von Verhauen umgeschlagen; der Aussichtsthurm, la lanterne, auf dem schon Napoleon I. so gerne stand „und schaute mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos hin,“ ist bis auf den letzten Stein in die Luft gesprengt, und in seiner Nähe liegt — entsetzlich für den Sieger von Jena — die preußische Batterie 1, deren Kanonen Tod und Verderben gegen Paris schleuderten. — Kehren wir zum Schlosse zurück. Es ist in der besten Zeit der Renaissance gebaut. Die Fenstergesimse in den allein übrig gebliebenen Umfassungsmauern zeigen eine schöne Arbeit. Das Innere ist von berghohem Schutt erfüllt. Wagen wir es über die Trümmer zu steigen! An den innern Wänden zeigen sich noch die Verzierungen; dort glänzt ein vergoldeter Knopf unter gemeinem Schutt, hier ragt eine zerbrochene Porphyrsäule hervor. Aber was ist das? — wir erschrecken. Ist hier ein Weib verschüttet? Bis an die Hüfte mit Schutt und Steingeröll bedeckt, glänzt dort, weißer wie Marmor, Haupt und Nacken eines schönen Weibes! Sie schläft. Geheimnißvoll hat sie das Auge geschlossen; tiefer Ernst liegt

auf dem Gesichte. Es ist nicht ein Schlaf, in dem man lächelt wie ein Kind, sondern der Schlaf, in dem man träumt von Gericht und Verdammniß, wo man still halten muß unter dem gezückten Schwert des Richters und der kalte Todesschweiß auf der Stirne perlt. Dies stumme Bild erinnert uns, daß wir uns hier auf einer Gerichtsstätte befinden, wo Gott der Herr Gericht gehalten hat.

Denn warum ist eigentlich dieser Lieblingssitz der Napoleone zerstört worden? Niemand weiß es. Die Franzosen selbst haben ihn vom Mont Valerien aus in den Grund geschossen. Aber warum? kann niemand sagen. Wir hatten das Schloß nicht besetzt; ein Beamter des Kaisers wohnte darin; nur zuweilen gieng ein Offizier aus Neugierde hinein, um sich die Napoleonische Herrlichkeit zu besehen. Um doch eine Erklärung für diese Barbarei der Franzosen zu finden, sagt man, sie hätten St. Cloud aus Aerger zerschossen, weil wir die Laterne im Park gesprengt hätten. Nein, nein, es ist hier den Franzosen gegangen, wie uns selbst oft im Kriege, zum Beispiel mit der Beschießung von Paris: sie mußten thun, was sie nicht wollten, sie mußten als Gottesfinger die Vollstrecker eines Spruchs sein, den ein höheres Gericht ohne ihr Zuthun gefällt hatte. — — Nein, die Napoleonischen Trümmer an den Ufern der Seine gleichen nicht den Ruinen von unsrem heimischen Strome. Das Mittelalter, dessen Zeugen jene Ruinen sind, ist wie eine reife Frucht, nach Gottes Ordnung, vom Baume des Lebens gefallen. Diese Schlösser hat der Hammer des Gerichts zerschlagen. . . . Hinweg von dieser Stätte des Fluchs! Dort unten an den Ufern des Flusses stehen ja unsre wackern Deutschen und halten die Wacht an der Seine. Möge Gott ihre Herzen behüten vor welschen Lügen!

22. Das Schlachtfeld vom 2. Dezember.

Siehe, des Gebeins lag sehr viel auf dem Felde. Hesek. 37, 2.

Der Berichterstatter der Times beim sächsischen Heer berichtet von Champs, den 5. Dezember 1870:

Villiers-sur-Marne liegt zwischen Brie und Champigny. Als ich auf das Dorf zugieng, fand ich den Leichnam eines Zuaven neben zwei todten Pferden. Villiers war furchtbar zerschossen. Die Geschosse hatten überall eingeschlagen, die Dächer durchlöchert, die Mauern entzwei gerissen, überallhin Verheerung gebracht. Ein Haus jedoch war vollständig unverletzt geblieben, obgleich die Geschosse rings um dasselbe her den Boden zerwühlt hatten. Es war das die Wohnung einer Französin, welche während des ganzen Kampfes hier muthig ausgehalten hatte und welche jetzt einen sächsischen Offizier beherbergt, der neben ihrem Hause verwundet wurde. Diese Dame ist die einzige Bewohnerin des Dorfs; sie muß die unerschrockenste Frau der Welt sein, denn abgesehen von den letzten Kämpfen fallen die Kugeln unaufhörlich in's Dorf. Am Ausgang von Villiers gegen Paris steht ein Schloß mit Park. Hier entwickelten sich die Gefechte vom 30. November und 2. Dezember. Im Augenblick dient das Schloß als Offizierswohnung. Welche Verheerung! Keine Rahmen sind mehr in den Fenstern, die Mauer der Vorderseite ist von oben bis unten an etwa zwölf Stellen durchbrochen. Der erste Anblick, der sich hier meinem Auge bot, war eine Reihe von zehn sächsischen Leichnamen. Sie waren zugedeckt und drei Kameraden hüteten die Todten. — Als ich in der Richtung nach Paris durch den Schloßgarten gieng, trat ich durch eine Lücke in der Umfassungsmauer und kam auf einen bergan steigenden Boden. Guter Gott! welch ein Anblick! Als die Solda-

ten unter dem Feuer der Forts vorwärts giengen und auf jedem Schritte stürzten, als die Franzosen und Sachsen sich mit dem Chassepot und Zündnadelgewehr bekämpften und unter dem Donner der Kanonen Hurrah's ertönten und Rottenfeuer sie begleitete, das war mir schon furchtbar erschienen; aber ich habe noch nichts gesehen, was diesem Schlachtfelde zu vergleichen gewesen wäre, das mit hundert Leichen übersäet war, deren trübe Gesichtszüge und erstarrten Glieder die helle Sonne beleuchtete, während von ferne der Kanonendonner des Mont Avron und des Fort Nogent grollte.

Eine der ersten Gruppen, welche ich da beschaute, waren sechzig französische Soldaten. Einige Sachsen und Württemberger lagen nicht ferne von ihnen, doch hatten die Deutschen beinahe alle die Ihrigen aufgehoben und bestattet. Mitten in dieser jammervollen Gruppe lag eine Reihe von 46 Leichen in's Gevierte. Man hätte keinen einzigen Körper mehr in die Reihe legen können. Sie waren Mann an Mann gefallen. Die meisten lagen auf dem Rücken, die Füße nach Paris, den Kopf nach Villiers gewendet. Man sah nur zu deutlich, daß viele dieser Armen nicht augenblicklich todt waren, sondern daß sie erst nach langen Leidensstunden, hilflos der schrecklichen Kälte ausgesetzt, den Geist aufgegeben hatten. Ein armer Junge lag mit dem Gesicht am Boden und zwei Schüsse im Rücken. Man sah, wie er sich hatte zum Theil ausziehen wollen, und seine Hände hielt er auch im Tode noch auf beiden Wunden. Andere hatten ihre Tornister abgeworfen und sich als Ruhekissen zum Sterben unter den Kopf gelegt. Andere hielten noch ihre Flasche mit einer Hand; sie hatten im Todeskampf vergeblich versucht, sie zu öffnen. Sehr wenige lagen auf der Seite. Manche hatten einen lächelnden Gesichtsausdruck voll kindlicher Sanftmuth und Freundlichkeit bewahrt. Andere dagegen hatten durch den Schmerz verzerrte Züge, die Kniee waren gegen die Brust heraufgezogen, die Hände geschlossen. —

Mehr als einer dieser Todten hielt seine Hände gefaltet zum Gebet und bei einem fand sich ein kleines Medaillon mit dem Bilde der Jungfrau Maria. Die Chassepots und Zündnadelgewehre lagen noch in ihren Händen. — Doch Sie werden genug haben von diesem Blutbad. Ich glaube nicht, daß ein menschliches Wesen das ansehen kann, ohne den Wunsch zu hegen, es möchte zum letztenmal in diesem Krieg gewesen sein!

---

23. Die Schwabenstreiche.

Die werden nicht zu Schanden, wenn
sie mit ihren Feinden rechnen im Thor!
Psalm 127, 5.

Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!

Mit diesen launigen Worten schließt Uhland seine Erzählung der mittelalterlichen Heldenthat eines Schwaben ab. Die sprichwörtlich gewordenen Streiche haben im Sommer und am Ende des Jahres 1870 sich rühmlich erneut. Wörth und Paris, Anfang und Ende des Kampfes, sind die Zeugen schwäbischer Tapferkeit gewesen.

Besonders in den schweren Kämpfen des 30. November und 2. Dezember haben die Württemberger den Wahlspruch ihres königlichen Kriegsherrn: „Furchtlos und treu!" mit ihrem Blute besiegelt und gezeigt, daß sie, was Tapferkeit und Ausdauer betrifft, jeder andern Truppe würdig an die Seite gestellt werden können. Heldenthaten, welche der Erwähnung werth sind, könnte man von diesen Tagen viele berichten. Oberst von Berger des ersten Infanterieregiments wurde gegen halb ein Uhr durch zwei Schüsse schwer verwundet; er schickt die Leute, welche ihn zurücktragen wollen,

in's Gefecht und bleibt bis zum Abend auf dem Schlachtfelde liegen. Als er endlich hereingetragen wird, bedauert er nur die Soldaten, die noch auf dem kalten Boden liegen, und bittet, für deren möglichst rasche Wegschaffung zu sorgen. Er unterliegt seinen Wunden am 12. Dezember. — Ebenso duldet Oberlieutenant Bandel, welcher fallend seine Leute zum Vorgehen ermuntert, nicht, daß man ihn zurückträgt. Den Tag darauf zur Besinnung gekommen, ist seine erste Frage nach dem Stand des Gefechts. Sichtlich erfreut durch die gute Lage der Sache, unterliegt er am ersten Dezember bei vollstem Bewußtsein der dreifachen Verwundung. — Hauptmann Hörner des 7. Infanterieregiments fällt beim Abweisen des letzten Angriffs der Franzosen gegen den Park von Villiers und stirbt mit den Worten: „ich bin getroffen, kämpft ruhig weiter!" — Von Unteroffizieren und Mannschaften ist eine Menge von Heldenthaten nachgewiesen. Nur ein Beispiel möge hier noch erwähnt werden, da es den schwäbischen Volkscharakter kennzeichnet: Ein Soldat C. des ersten Infanterieregiments wird viermal verwundet, geht aber nicht zurück, da er erklärt, er müsse, ehe er zum Verband gehe, noch seine Patronen verschießen.

Die schwäbischen Soldaten sind also ihren Vätern nicht so ganz unähnlich', von deren einem aus den Türkenkriegen unter Prinz Eugen erzählt wird, daß er, obwohl so schwer verwundet, daß die Eingeweide aus dem Leibe hiengen, dennoch den Platz nicht verließ, und als seine Kameraden ihm zuriefen, er solle doch für sich sorgen, erwiderte: Host net ghaiert, was der Adjutant gsait hot, es soll koaner aus em Glied reite, bis er taud sei?

24. Schweiget nur stille!

Ich will schweigen und meinen Mund
nicht aufthun! Psalm 39, 10.

Es wird als ein Zeichen der edelsten Vaterliebe Kaiser Wilhelms gelten müssen, daß er in den Schlachten bei Metz an seine Gemahlin telegrafirte: „Ich scheue mich, nach den Gefallenen zu fragen." Aber nicht bloß dann, wenn Tausende und Abertausende fallen, graut uns vor dem Greuel des Kriegs, sondern auch, wenn wir ein einzelnes Jünglingsleben geknickt sehen müssen.

Aus der Nähe von Besançon schreibt im Dezember 1870 ein Lieutenant eines Rheinischen Regiments: . . „Die Franctireurs schienen diesmal besser als sonst kommandirt, denn sie vertheidigten sich hartnäckig und wählten ihre Stellungen mit großer Umsicht. Als wir etwa fünfzig Schritte unter die hohen Bäume vorgerückt waren, gab der Feind in ihrem Schatten ein wüthendes, anhaltendes Feuer auf uns. Ich ließ mehrere Leute in weitem Bogen vorrücken, während wir in der Front unser Feuer fortsetzten. Bald zog sich der Feind zurück, einzelne Scharfschützen zur Deckung seines Rückzugs zurücklassend.

Unter diesen erregte besonders ein junger Mann unsre Aufmerksamkeit. Fortwährend feuernd sprang er von Baum zu Baum und hatte uns schon bedeutenden Schaden zugefügt, als ein bei uns als guter Schütze berühmter Unteroffizier, der schon mehrmals vergeblich auf ihn gezielt hatte, mir zurief: „Jetzt, Herr Lieutenant, mache ich den Sprüngen dieses französischen Hanswursts ein Ende!" Sein Schuß krachte und der junge Mann sank in den Schnee. Ich war schnell an seiner Seite und beschäftigte mich um ihn, da wir den Kampf als beendet betrachten durften. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen, das Blut floß in Strömen

aus der Wunde. Ich suchte ihn emporzurichten, er vermochte nicht mehr zu sprechen. Plötzlich griff er krampfhaft nach meiner Hand, seine Glieder zuckten, sein ganzer Körper schien sich zu strecken, — noch ein tiefer Seufzer, und es war vorüber. Ich ließ den Leichnam zu Boden gleiten.

Es war ein schauerlicher Augenblick. Das bleiche Gesicht des jungen Mannes mit dem ersten Flaum auf der Oberlippe, mit Händen, so weiß, als ob sie nie eine Arbeit gethan, nahm im Tod einen freundlichen Ausdruck an. Rings umher standen unsere Soldaten in feierlichem Schweigen auf ihre Gewehre gestützt und betrachteten mit ernsten Mienen den Todten. Die hohen Bäume, durch welche ein halbes Licht fiel, streckten ihre mächtigen Zweige über uns aus, als wollten sie mit schützenden Armen die grausamen Thaten der Menschen vor dem Angesicht des unsichtbaren Gottes verhüllen. In der Brusttasche des Verstorbenen fanden wir mehrere Briefe von seiner alten Mutter und das Bild einer jungen Dame. Ich nahm die Sachen an mich, schnitt eine Locke seines schwarzen Haares ab, und will diese Andenken, sobald es mir möglich sein wird, seiner Mutter, einer Dame von Stande in Lyon, übersenden. Die arme Frau hat vielleicht keine Ahnung davon, daß ihr Sohn todt und kalt im Schnee liegt, und keine Hand da ist, welche ihm die letzte Ruhestätte bereitet. Wir konnten es nicht, denn wir mußten zu unsern Colonnen zurückkehren, deren Vormarsch nicht weiter behindert ward."

Es heißt irgendwo in der Schrift: „Vergiß nicht, daß du deiner Mutter sauer worden ist!" Ja es bietet Leben und Erziehung eines Kindes viel tausend Mühen und Sorgen, und nun — kommt der Krieg und bricht die Pflanze in einem Sturm! Man darf solchen Jammer nur hören, um schmerzensvoll sagen zu müssen: „schweiget nur stille!" 2 Könige 2, 5.

---

25. Eine trübe Nacht.

Sei du mir nur nicht schrecklich
meine Zuversicht in der Noth! Jerem. 17,17.

Ein zurückgekehrter Feldgeistlicher theilt aus seinen Erlebnissen in den Januartagen 1871 um Le Mans Folgendes mit:

Einen Gang habe ich gethan, der mir unvergeßlich bleiben wird. Als ich verwundet wurde, kam ich in ein Lazaret in Artenay. Es war an dem Tage, wo die blutigsten Opfer vor Orleans gefordert wurden, und der kleine Ort Artenay war überfüllt mit Tausenden von Verwundeten. Bald nachdem meine kleine Wunde verbunden, gieng ich im Lazaret umher, hier rief mich dieser, dort jener an. Eben stand ich bei einem Sterbenden, als ein Krankenwärter kam und mich dringend bat, mit ihm in ein anliegendes Zimmer zu gehen, wo ein Graf Sch. in den letzten Zügen liege; flehentlich hätte er ihn gebeten, er möge ihm doch einen Geistlichen holen. Aber der Sterbende vor mir, der meine Hand hielt, sah mich so bittend an, daß ich ihn in dem letzten Augenblicke nicht verlassen konnte. Nach wenigen Minuten starb er. Meine Hand war jetzt frei und ich gieng. Als ich in das andere Zimmer trat, war auch der junge Graf eben gestorben. Er war ein blutjunger Lieutenant; das feine schöne Gesicht zeigte keine Spur mehr von den fürchterlichen Schmerzen, von welchen die Aerzte erzählten. Ich wurde aufgefordert, ihn zu beerdigen. Leute von seiner Compagnie, die mit großer Liebe an ihm hiengen, waren fortgegangen, einen Sarg zu schaffen. Das hielt schwer, und als sie endlich damit kamen, war es bereits Nachts. Es war aber Mondschein und da es völlig an Platz fehlte, so schickten wir uns an zum Kirchhofe. Auch aus andern Zimmern trug man noch zwei Särge, worin

gestorbene Offiziere lagen. Mit diesen drei Särgen giengen wir durch die stille helle Mondnacht und ein langer Zug Franzosen folgte hinterher.

Auf dem Friedhofe herrschte ein ernstes, schweigsames Leben. Soldaten waren beschäftigt, große Gräber zu graben, wohinein alle die todten Kameraden gebettet werden sollten, die sie sorgfältig in Reihen in die Kirche gebracht hatten. Nach den fürchterlichen Strapazen des Tages gönnten sie sich keine Ruhe; wohl wissend, daß die blutige Arbeit des kommenden Tages ihnen keine Zeit dazu geben würde, arbeiteten sie die ganze Nacht, erst ihren todten Kameraden diese friedliche Ruhestätte zu schaffen. Wie zartfühlend überhaupt der deutsche Soldat ist, haben mir tausend Beispiele gezeigt. Wie sanft und behutsam gehen sie mit Kranken und Todten um! Die rauhe Kriegerhand ist dann eine eben so sanfte Samariterhand, und wo es irgend die Zeit erlaubt, da schmücken sie gleich ihre Gräber, so gut sie nur können. So waren sie nun auch hier beschäftigt; die Franzosen standen schweigend bei ihnen und sahen zu.

Die drei Gräber für die Offiziere waren noch nicht fertig, weshalb ich die Särge in die Kirche bringen ließ, um dort die Grabrede zu halten. Als ich aber hineintrat, muß ich gestehen, daß es mein Herz durchschauerte. Der volle klare Mondschein fiel durch die Fenster auf gewiß Hunderte von Todten. Als die Särge niedergesetzt waren, ward es ganz still; als ich aber meinen Mund aufthun wollte, wäre ich fast verstummt, so überwältigte mich meine Umgebung in der nächtlichen Kirche. Nach der Beerdigung der Offiziere waren die Soldaten beschäftigt, ihre Kameraden aus der Kirche zu holen und sie reihenweise in die langen Gräber zu betten. Einer unter ihnen bekam, als er helfen wollte, die Todtenscheu. Er bebte zurück vor dem Leichnam; aber seine Kameraden redeten ihm zu: Was, Du scheust Dich, Deinen todten Kameraden anzufassen? Er

überwand denn auch sein Grauen und trug nun unablässig einen nach dem andern herbei. Ich verließ die Braven nicht, und als das letzte Grab gebettet war, betete ich mit ihnen, und dann giengen wir zusammen fort. — Welch eine Nacht!

---

26. In Rothschilds Palaste.

Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger: es ist alles ganz eitel!
Pred. 1, 2.

Pastor Arenfeld in Köln berichtet uns über seinen Aufenthalt in Ferrières, dem Schlosse des berühmten Geldmannes Rothschild Folgendes:

„Die Pracht in diesem Sitz des jüdischen Geldkönigs, vergleichbar mit Salomos elfenbeinernem Palast, ist außerordentlich. Im Quadrat gebaut, an den vier Ecken mit Thürmen versehen, zwischen denselben herrliche Terrassen mit Vasen und mit Löwen von weißem Marmor, — liegt das Schloß in einem großen Park, in welchem die seltensten Bäume, besonders auch morgenländische, wie Cypressen und Cedern vom Libanon, angepflanzt sind, Hirsche und Fasanen weiden. Im Innern die Corridors von weißem Marmor, die Zimmer mit den kostbarsten Tapeten geschmückt, — der große Hauptsalon, der durch zwei Stockwerke durchgeht und sein Licht durch ein Glasdach von oben empfängt, besonders prachtvoll. Im anstoßenden Zimmer befindet sich der Thron des Kaisers von China, welchen Rothschild von dem bekannten General Palikao für eine große Summe erstanden hat. Bei der Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes von Peking war dieser Thron in die Hände der Franzosen gefallen. Weit mehr als dieser Thron des „himmlischen

Reiches der Mitte" interessirte mich eine Reliquie, welche in dem angrenzenden Salon stand, das Klavier von Marie Antoinette, auf welchem die unglückliche Gemahlin Ludwigs XVI. gewiß so manche Stunde heitere Weisen gespielt, nicht ahnend, welch ein schreckliches Ende ihrer harrte. Ueber dem vergoldeten Flügel war das Bild von dem Sänger Orpheus zu schauen, wie er nach der Sage durch sein Saitenspiel die wilden Thiere aus den Wäldern hervorlockt, die wie zahme Hausthiere seinen Tönen lauschen und ihm folgen. Aus diesem „Salon Louis XVI." tritt man durch eine Tapetenthür in eine kleine Kammer, welche mit rothem Damast ausgeschlagen ist, — es ist die Haussynagoge der Familie von Rothschild. Sie unterscheidet sich in ihrer Einrichtung durch nichts von andern Synagogen: die Gesetzeslade nach Osten hin an der Wand in einen hölzernen Schrank eingelassen, durch einen sammtenen Vorhang bedeckt, auf welchem eine Krone eingravirt ist mit der abgekürzten hebräischen Inschrift: „K. Th." d. h. Kether thorah = „die Krone ist das Gesetz." Ringsum läuft die auch bei allen Synagogen gewöhnliche Inschrift aus Psalm 16, 8: „Ich schaue Jehovah vor mir allezeit." Vor der Gesetzeslade steht der silberne Leuchter für den Gebrauch am Chanukahfest, dem alten Fest der Wiedereinweihung des unter Antiochus zum Götzendienst entweihten Tempels; dahinter dann der Almemor, das Betpult für den Vorsänger; an dasselbe sich anschließend die anderen Betpulte für die männlichen Familienglieder; an der Wand entlang endlich Sitze für die Frauen. Alles fand ich sehr einfach eingerichtet; hebräische Gebetbücher lagen auf den Sitzen . . .

Mich interessirten ferner die Bilder der Familie von Rothschild, welche eben nicht gerade zahlreich zu finden sind. Eine alte Großmutter befindet sich darunter, die etwa zu Ende des vorigen Jahrhunderts gelebt haben muß; ihre Kleidung und Haltung ist noch schlicht und einfach. In

wie kurzer Zeit ist das Geschlecht dieser Frau zu dem höchsten Reichthum der Welt gelangt! Könige und Kaiser haben es sich nicht versagt, den großen Geldfürsten in seinem Prachtschloß aufzusuchen und sind seine Gäste gewesen. In dem Fremdenbuch von Ferrières finden wir den Kaiser Napoleon am 16. Dezember 1862 eingezeichnet als den ersten Gast. Damals stand er noch auf der Höhe seiner Macht und weihte durch seine Anwesenheit das eben erst fertig gebaute Schloß ein. Aber es ist schon im Fremdenbuch charakteristisch, wie Napoleon auf der ersten Seite ganz allein seinen Namen eingezeichnet hat: niemand von seinem Gefolge wagte auf derselben Seite zu zeichnen, nicht einmal auf der zweiten; erst auf der dritten Seite finden sich die Namen der Großen des Kaiserreiches. So hatte sich der Despot Frankreichs von seinem Volk gesondert, in stolzer Höhe thronend, — und so sagte auch Frankreich sich von ihm los, mit dem es durch kein inneres Band der Wahrheit verbunden war, und überließ ihn seinem verdienten Sturz. — Weiterhin finden wir in diesem Fremdenbuch die Mitglieder fast aller Regentenhäuser Europa's, den König Leopold II. der Belgier, die Erzherzöge von Oesterreich, die russischen Großfürsten, den Prinzen von Schweden und Norwegen: sie waren alle Gäste des jüdischen Schloßherrn gewesen. Und dieser selbst saß nun in der belagerten Hauptstadt Paris eingeschlossen, und ohne Zweifel mehr oder weniger auch von der Belagerung leidend. Wie predigte dies so mächtig dem Beschauer die Wahrheit des Salomonischen Wortes: Es ist alles eitel, alles ist ganz eitel! — Am 21. September 1870 findet sich im Fremdenbuch zu Ferrières eingeschrieben: „Wilhelm, König von Preußen," darunter sogleich die Namen der preußischen Prinzen, deutschen Fürsten, Generale und Staatsmänner, welche in der Begleitung des siegreichen Königs dort gewohnt hatten, — dann am 23. September der Name des Kronprinzen „Friedrich

Wilhelm" und seines Gefolges, — dann lauter deutsche Namen von Offizieren, Aerzten, Beamten der deutschen Armee, alle Namen in einem Zuge fortlaufend. Das deutsche Königthum stellt sich hier dar in Verbindung mit dem deutschen Volksthum, in welchem es seine Wurzeln hat, — die Wurzeln einer Anhänglichkeit, welche auf Glauben und Treue, Ehrfurcht und Sitte beruht. Allein auf diesem Grunde ist Deutschland siegreich gewesen, nur so konnte das alte Kaiserthum und das alte deutsche Reich sich erneuern; und nicht bloß im Rothschild'schen Fremdenbuch zu Ferrières, sondern auch in den Tafeln der Weltgeschichte wird mit dem Wiederaufstehen des deutschen Reiches unter dem glorreichen Scepter der Hohenzollern ein neues Blatt geschrieben werden, hoffen wir, voll Heil und Segen für die Völker der Erde, zur Verherrlichung des heiligen Namens des Herrn!

Das Prachtschloß des jüdischen Geldfürsten, von christlichen Herrschern und Großen christlicher Reiche viel besucht und bewundert, macht einen wehmüthigen Eindruck auf den Christen. In der hohen Vorhalle des Palastes prangt das merkwürdige Wappen der Familie Rothschild. Links oben ein Adler, rechts unten ein Löwe, rechts oben eine Hand mit Pfeilen, links unten wieder eine solche Hand, — und in der Mitte zwischen diesen vier Wappenfeldern ein eigenthümliches Hütchen mit Zipfel. Die Devise, welche um das Wappen läuft, hat die Worte: Concordia, integritas, industria! „Eintracht, Sittenreinheit, Betriebsamkeit." Ich möchte diese Auslegung geben: Mit der Energie eines eisernen Fleißes hat die Familie Rothschild, stets treu zusammenhaltend und nach sittlicher Ehrenhaftigkeit strebend, die Erwerbung des größten Geldvermögens der Welt, die Mamonsherrschaft zum Ziele. Die Pfeile in der Hand bedeuten das eifrige Streben und Zielen und anderseits das Sammeln; Adler und Löwe sind die Symbole der Herrschaft der Reiche dieser Erde, welche mehr und

mehr unter das Joch des Mamons sich begeben; und das Hütlein in der Mitte des Wappens soll vielleicht eine Erinnerung an das mittelalterliche Hütlein sein, durch welches die Juden äußerlich gekennzeichnet waren. Dies wäre denn für das Wappen Rothschild's sehr charakteristisch: in der Hand des Israeliten die Geldherrschaft, — die Weltherrschaft! Armes Israel, armer Rothschild — dem eitlen Mamon nachjagend — ohne Frieden — ohne den Herrn Jesum, den Messias Israels! Trotz aller Ehre und Schmeichelei der Großen dieser Welt vom Volk beneidet und verachtet, nicht geehrt vor Gott, — und im eigenen Gewissen das Gefühl der Entfremdung, der Verbannung, des Draußenstehens — im besten Falle!

Doch ein Prediger findet sich im Rothschild'schen Schloß, ein stummer Verkündiger der Wahrheit: das ist ein kostbarer Schrank von Ebenholz, Emaille und Elfenbein, ein seltenes Alterthum, welches eine deutsche Dame, der Rothschild'schen Familie befreundet, derselben geschenkt hat, — es muß eine christliche Frau gewesen sein. Dieser Schrank trägt mit großen Lettern die doppelte Inschrift: Justificati pacem habemus, Röm. 5, und Jehovah justitia nostra, Röm. 10, das heißt: „Sind wir gerechtfertigt, so haben wir Frieden" und „Jehovah ist unsere Gerechtigkeit." Aber diese herrliche Inschrift, entnommen dem Kern des neutestamentlichen Evangeliums, wird wohl unbeachtet dastehen in dem glänzenden Salon der Rothschild'schen Familie, — wie ja auch, leider! Israel auf das Zeugniß seiner Propheten und Apostel heutzutage nicht achtet, sondern geblendet durch des Mamons Glanz, verhärtet durch des Unglaubens Fluch, an der Knechtsgestalt des gekreuzigten Christus vorübergeht, sich ärgernd und zum Theil noch lästernd, — bis der Herr auch seinem armen verblendeten Volke Israel noch am Abend der Zeiten, nachdem es trotz alles verzehrenden Eifers weder in der Herrschaft des Mamons, noch in der Bewegung des Zeit-

geistes Ruhe gefunden, — die Augen öffnen und sich Jakob's erbarmen wird, also daß der Rest in Israel sich zu seinem verworfenen Messias Jesu bekehre."

Wie gerne möchte unser Herz an solcher Hoffnung für Israel hängen! Aber wie nöthig ist es, daß es auch jetzt schon bedenke, was zu seinem Frieden dienet!

---

27. Stärke und Schwäche des Weibes.

Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist! 1 Kor. 7, 20.

Es wird in unsern Tagen überaus viel geredet und geschrieben über die Befreiung der Frauenwelt von unwürdigem Druck. Die Grenze, welche hiebei das Wort Gottes uns ziehen lehrt, beachtet die Mehrzahl nicht, und das Uebermaß des Freiheitsschwindels kann der guten Sache nur schädlich sein. Der Boden der Frau ist das Haus, und ihre Stärke ist die Liebe in ihrem Berufe; wo sie in Staat und Kirche das Wort führen will, ist sie auf's Eis gerathen und wird in beklagenswerther Schwäche enden. Zwei Geschichten aus Frankreich sollen das zeigen!

Ein Regiment des vierzehnten Armeekorps hatte Ende vorigen Jahres ein Dorf in der Nähe von Vesoul zu passiren. Man war noch nicht bis an die ersten Häuser herangekommen, als aus den Fenstern und Luken derselben auf die Anrückenden mehrere Schüsse abgefeuert wurden. Sofort kam Befehl, alles niederzumachen, was männlichen Geschlechts in den Häusern angetroffen würde. Einige Kameraden stürmten in das erste Haus und fanden darin einen Vater mit seinem Sohne. Der Sohn, welcher an der Thüre stand, wurde niederge-

stoßen, und man schickte sich an, auch mit dem Vater ein Gleiches zu thun. Da eilte die Gattin des Mannes herbei, stellte sich vor ihren Gemahl und schrie mit lauter Stimme: „Erst stecht mich nieder und dann meinen Mann, ich will mit ihm sterben!" Es war unmöglich, die Frau von ihrem Gemahl zu trennen, sie hielt ihn umschlungen und niemand durfte denselben antasten. Durch solche Liebe gerührt, ließen die Eingedrungenen Gnade vor Recht ergehen.

Das ist der Glanz eines Weibes, da sie das Wort bewährt: Liebe ist stark wie der Tod! — Welch unrühmliche Rolle spielt sie aber, wenn sie das große Wort zu führen unternimmt!

Als in Marseille die Uebergabe der Festung Metz durch den Marschall Bazaine an die Deutschen bekannt wurde, stellte sich eine Frau Luise Collet als General an die Spitze einer weiblichen Nationalgarde und veranstaltete Theatervorstellungen, um das Geld für die Ausrüstung derselben zu gewinnen. Generalin Collet saß in Uniform auf der Bühne, um sie her ihre Truppe. Mit tiefer, erregter Stimme begann sie die Aufführung, indem sie das eine Wort ausstieß: „Bazaine!" Weiter nichts. Die Wirkung war außerordentlich. Ein dumpfes Murren zitterte durch die Scharen: Bazaine! — „Hätte ich den Verräther hier, — schrie die Generalin — ich wollte eine Guillotine aufrichten und ihn augenblicklich tödten!" Ja, ja! — jauchzte die ganze Schar — wir würden es thun! Und nun hielt Luise Collet eine Rede über den gestürzten Kaiser, in Ausdrücken, die man nicht wieder erzählen mag, und forderte die Zuschauerinnen auf, die Bühne zu erklettern und ihre Meinung zu sagen. Einige zwanzig befolgten den Wink, und da beklagte sich eine laut über ihren Mann, weil er ihr die Erlaubniß versage, als Amazone in das Frauenheer einzutreten. Dann muß er ein Preuße oder Verräther sein! schrie die Generalin. Der unglückliche Ehemann war zugegen und wollte

sich, da die Anklage gefährlich zu werden drohte, vertheidigen; aber von hundert weiblichen Lippen tönte der Ruf: halten Sie Ihren Mund! — Wie sollte das ausgehen? Als die Anwesenden aufgefordert wurden, ihre Schmucksachen und Börsen zur Ausrüstung des Weiberheeres zu stiften, entstand ein grenzenloser Schrecken. Die Frauen stürzten aus dem Theater, und der ganze Spuck zerrann in nichts.

Man könnte darüber lächeln, wenn nicht die Namen der Petroleusen (Erdölweiber) und Vitrioleusen, der Tempelschänderinnen und Mörderinnen mit grauenvollen Buchstaben in die Geschichte der Commune verzeichnet wären. Und doch, wenn wir beim Anblick solcher Greuel das Haupt senken und an der Natur des Weibes verzweifeln möchten, so tritt uns unter dem Panier des rothen Kreuzes eine so große und liebliche Schar entgegen, Diakonissen, Helferinnen aus jedem Stand und Beruf, daß wir unser Haupt wieder erheben und uns des Segens freuen, den Gott in die Liebe eines Frauenherzens gelegt hat.

---

28. Ein Stück Brot.

Es ist umsonst, daß ihr esset euer
Brot mit Sorgen. Psalm 127, 2.

Nachdem der dritte große Ausfall von General Trochu aus Paris mißlungen war, schrieb der Correspondent des englischen Blattes, „Daily News“ unter dem 20. Juni 1871, daß auf dem sonst so hoffnungsreichen und heiteren Volk der Franzosen in Paris eine große Last von Sorgen liege. Der Ausfall mißlungen, trotz allen anfänglichen Siegesnachrichten; eine Taube mit der Hiobspost von der Niederlage General Chanzy's; Bourbaki noch ferne und, wenn er

auch siegte, von Paris zuweit getrennt, um Hilfe zu bringen: fürwahr, mit dieser Sorgenlast auf dem Herzen aßen die Pariser ihr Stückchen Brot mit Sorgen. Und was für ein Brot! Da heißt es:

„Als ich heute in den Gasthof kam, um zu Mittag zu essen, — es ist der beste, den man jetzt in Paris hat, — brachte mir der Kellner das gewöhnliche Couvert, sagte aber: ‚Haben Sie Ihr Brot mitgebracht? Wir haben kein Brot. Seit auch das Brot so streng obrigkeitlich vorgeschnitten wird, bringt sich jeder Gast sein Stück mit.‘ Ich erwiderte, ich hätte davon nichts gewußt und deshalb kein Brot mitgebracht, versprach aber, mich für den nächsten Tag mit meiner Portion versorgen zu wollen, und bat den Kellner, mir heute noch etwas zu verschaffen. Er brachte mir ein kleines Stück so unappetitlich aussehenden Brots, daß ich, da ich mich noch dazu unwohl fühlte, es nur mit Widerwillen betrachtete und mich schlechterdings nicht zum essen entschließen konnte. Ich schob es an den äußersten Rand des kleinen Tisches, an dem ich saß, und betrachtete es mit einer gewissen Scheu nur aus der Ferne.

Bald wurden die in meiner Nähe stehenden Tische von andern Gästen besetzt; links nahm ein Hauptmann und ein Oberst Platz, rechts eine junge Dame, welche jetzt wie eine Quäkerin gekleidet gieng und ein sehr züchtiges Wesen zur Schau trug, offenbar aber einer Klasse angehörte, für welche Paris berühmt ist. Es dauerte nicht lange, so hatten meine Nachbarn zur Rechten und Linken ihr Brot aufgegessen und begannen, mit dem meinigen zu liebäugeln. Endlich trat der Oberst — ich sah den Mann in meinem Leben zum ersten male — an meinen Tisch heran und sagte: ‚Mein Herr, beabsichtigen Sie Ihr Brot noch zu essen oder werden Sie es mitnehmen? Wenn nicht, dürfte ich mir etwas davon ausbitten?‘ — ‚Sie können das ganze bekommen, Oberst; ich habe genug davon.‘ Er nahm die

Hälfte und theilte dieselbe mit seinem Freunde, dem Hauptmann. Das ehrbare Fräulein hatte dies nicht so bald bemerkt, so wandte sie sich mit dem süßesten Lächeln zu mir und erbat sich die andere Hälfte."

Diese Theilung eines Stückchen Brots, das ein sich unwohl fühlender nicht zu essen vermochte, zwischen zwei Offizieren und einer Dame der flotten Welt ist ein unbedeutender und doch bedeutsamer Vorfall. In dem kleinen Stück halbausgebackenen Brots spiegelte sich die ganze Trostlosigkeit der Lage.

---

29. Eine Hausdurchsuchung.

Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen
nicht und erschrecket nicht! 1 Petri 3, 14.

In dem durch seinen Revolutionsgeist berüchtigten Faubourg Saint-Antoine liegt das von sämmtlichen pariser evangelischen Kirchen unterstützte Diakonissenhaus, das sich namentlich der weiblichen Krankenpflege und dem Schulunterricht widmet und auch eine Sträflingsanstalt junger Mädchen besitzt. Während des Kriegs hatte das Diakonissenhaus ein großes, geräumiges Lazaret für verwundete und kranke Soldaten errichtet und sich vielfach der Armen und Hungrigen angenommen. Wie jedes Werk der Barmherzigkeit, hat es seine Feinde, und die Herrschaft der Commune war ein günstiger Augenblick, jeglicher Feindschaft, vornemlich aber derjenigen gegen christliche Anstalten die Zügel schießen zu lassen. So waren die Schwestern auf alles gefaßt.

Es war Nacht, ein Viertel nach zehn Uhr, den 13. April. Heftiges Klopfen an der Thür. Man klingelt. — Wer ist da? — „Macht auf!" — Ich öffne nicht, ohne zu wissen,

wer da ist. — „Im Namen des Gesetzes macht auf!“ Nach einiger Zögerung öffnet man, und sieht draußen einen Zellenwagen, und herein stürmen etliche zwanzig Nationalgardisten; an ihrer Spitze ein Führer mit dem Pistol in der Hand. Als sie eingetreten waren, fragten sie die Schwestern: Wer seid ihr? — „Diakonissen, mein Herr!“ — Was heißt das? — „Das heißt so viel als: Dienerinnen Gottes!“ antwortete eine von ihnen, welche sehr eingeschüchtert war. — Ja, ja, das ist recht und gut. Wir wollen das Haus durchsuchen! — Sie begannen die Durchsuchung mit dem Keller, wo sie Gelegenheit zu finden hofften, ihren Durst zu stillen; denn Durst haben diese Leute immer. Aber in diesem Keller fand sich nichts. — Nun galt es, die Probeschwestern, die sich indessen versammelt hatten, zu befragen. Die andern Schwestern durften sich aber nicht aus ihrem Saal entfernen, und der Chef ließ sie durch einen bewaffneten Gardisten überwachen, mit dem strengen Befehl, sich niemand rühren zu lassen. Diese Wache sagte leise: „Welch ein Elend!“ setzte sich auf einen Stuhl und nach wenigen Minuten schlief sie ruhig ein. Es war Mitternacht. Ein Bube, der an der Thüre Schildwache stand, fiel auf den Gedanken, die Glocke zu läuten. „Das ist ja allerliebst!“ sagte er, und läutete so lange, daß die ganze Nachbarschaft wach wurde. — Die Probeschwestern wurden über ihre Lebensweise ausgefragt, und versicherten alle, sie wären frei und glücklich in dieser Anstalt, wo sie kein Gelübde haben und wo kein Zwang sie zurückhalte. Unter andern Antworten schien folgende den Commissär besonders unangenehm zu berühren: „Wir pflegen die von den lüderlichen Gesellen verlassenen Weiber und Kinder.“ Er befahl, die Probeschwestern in die Hauskapelle einzusperren. Schon hoffte einer der Gardisten in derselben etwas Werthvolles zu finden; aber ein anderer gab ihm die abkühlende Antwort: „Nichts zu haschen; die Kirche ist protestantisch!“ Da

lasen sie denn mit Aufmerksamkeit die Schriftstellen an den Wänden. Die eine derselben heißt: „Der, welcher pflanzt, ist nichts, und der, welcher begießt, ist nichts, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.“ — Was heißt das? sagte einer unter ihnen. Gilt denn der, welcher pflanzt, ebensowenig als ein anderer? Und sind also die Arbeiter keine Menschen? — Offenbar hatte in seinen Augen der heilige Paulus diese Stelle im Interesse der Kapitalisten und Besitzer geschrieben, welche, wie jeder weiß, vom Schweiß des Volkes zehren. Einer der Gardisten bestieg die Kanzel, und öffnete verächtlich die Bibel mit den Worten: „Ueberall diese abgeschmackten Bücher.“ — Ein anderer: „Sie sind gut zu einem großen Feuer.“ — Der erste: „Dazu wird's einmal mit ihnen kommen.“ — Der zweite: „Wir werden Fleiß thun, und Holz dazu tragen.“

Nun kam die Reihe auch an die Sträflinge. Diese Mädchen waren in einem Zimmer vereint worden; die Nationalgardisten hielten sie sehr lange auf mit ihren Fragen. Da konnten sie ja hoffen, am leichtesten eine Sache gegen die Diakonissen zu finden, und diese waren auch nicht ruhig in Bezug auf ihre Antworten. Und doch waren dieselben für die Anstalt über Erwarten günstig. — „Seid ihr glücklich hier?“ — Ja, Herr, sehr glücklich. — „Seid ihr glücklicher, als ehe ihr hier waret?“ — Ja, viel glücklicher. — „Was habt ihr denn gethan, daß ihr euch die Strafe zugezogen?“ — Nichts, das wir euch zu sagen brauchen. — „Wie straft man euch, wenn ihr nicht folgt?“ — Man straft uns nicht, mein Herr; die Schwestern ermahnen uns, Recht zu thun. — „Die Schwester spricht von Politik mit euch; laßt hören: was hat sie euch denn Neues erzählt?“ — Sie spricht nie von Politik; ein mal hat sie uns gesagt, das sei nicht der Frauen Sache. — „Nun, mein Kind, sagte der Führer zu der einen, sag' mir ganz heimlich in's Ohr, nur mir alleine, daß Du hier nicht zu-

frieden bist; so nehme ich Dich heute noch mit." — Ihr seid zu feig dazu! erwiderte sie ganz zornig.

Jetzt meinte der Commissär: „so lange diese Mädchen bei einander sind, bringen wir nichts heraus, wir müssen sie trennen." Er nahm ein sechzehnjähriges Mädchen allein, und bat sie, doch irgend eine Anklage gegen die Schwestern vorzubringen, damit man eine derselben gefangen nehmen könne. Da sich das Mädchen durchaus nicht dazu bereden ließ, verzichteten die Männer auf jedes weitere Verhör. Doch ist auf Grund der nachfolgenden Ereignisse glaublich, daß jenes Mädchen, obwohl sie es nicht gestanden, dazu gebracht wurde, um ihre Freiheit zu bitten. Ihren Zweck aber hatten die Nationalgardisten nicht erreicht. — Während der Führer seine Männer sammelte, um zu gehen, lief eine Schwester, um nach ihrer Uhr zu sehen, die sie an der Wand hatte hängen lassen. Sie war verschwunden. Nun fragte sie die Gardisten: „Hat jemand hier das Recht, eine Uhr zu entwenden?" „Jener dort auf dem Bett hat sie," sagte einer. Und wirklich fand man einen dicken Gardisten fest schlafend und schnarchend auf dem Bette. Die Schwester schüttelte ihn: — Ihr habt meine Uhr; schnell heraus damit, oder ich sag' es dem Hauptmann! — Oh, hier ist sie, antwortete er erwachend, ich habe sie nur genommen, um sie aufzubewahren, daß sie keiner stehle. Seid mir nur nicht böse, klein Mütterchen, seid mir nur nicht böse! — Nun giengen sie fort und man hört sie noch sagen: „Es ist eine verfehlte Sache; laßt uns nach dem Stadthaus gehen." Des andern Tags fand eine Schwester ein Papier, welches zufällig aus des Hauptmanns Tasche gefallen war und also lautete: „Aussuchungsbefehl im Diakonissenhaus, rue de Reuilly, 95. — Es befindet sich darin eine Sträflingsanstalt, in welcher abscheuliche Thaten vollbracht werden. Gefangen zu nehmen . . ." (Folgen die Namen.)

Einige Tage später ließ die Commune, durch einen

ihrer Beamten, eine große, rothe Fahne auf das Thor des Diakonissenhauses stecken; und die Schwestern hatten von da an über keine Belästigung mehr zu klagen. Die rothe Fahne wehte über dem Thore bis zu dem Tag, wo die Truppen die Straße einnahmen. Da holten sie einige wohlgeneigte Nationalgardisten: „Wenn die Fahne weg ist, sagten sie, werden die Versailler weniger auf euch schießen," und steckten sie auf ihre Barrikade. In der nahgelegenen Weinschenke aber war die Rede davon, das Diakonissenhaus anzuzünden, es soll selbst ein Befehl dazu vorhanden gewesen sein; und nach beendigtem Kampfe fand man eine Flasche voll Petroleum an der Gartenmauer. „Gott der Herr hat uns beschützt; Ihm sei Lob und Dank dafür gebracht!" rühmen die geprüften Schwestern.

---

30. Die Revolution in der Schule.

> Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde. Matth. 15, 26.

Sonst pflegt man wohl bei dem Verhalten des jungen Volks zu sagen: „So das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden?" Und die französische Jugend ist oft genug ein grünes Holz, welches an Härte und Dornenart das dürre Holz der Alten übertrifft. Doch einmal ist in dieser Zeit eine Revolution gemacht worden, über welche wir der Jugend nicht grollen können.

In der Straße St. Jaques in Paris war eine große Schule, unter der Pflege von katholischen Schwestern. Am Sonntag, 26. April 1871, wurden dieselben durch die Commune verjagt zu Ehren des Grundsatzes der „Gewissensfreiheit." Am Montag kamen wie gewöhnlich die Schüle-

rinnen, Mädchen von 9 bis 12 Jahren, und waren sehr betroffen, statt ihren „lieben Schwestern“ eine fremde Matrone mit zwei jüngeren Gehilfinnen in ihrer Schule zu finden. Diese drei Lehrerinnen waren von der Commune eingesetzt, um den Kindern von Jugend auf die „heiligen“ Grundsätze der Revolution, der Völkerrechte und der Weltweisheit einzuprägen. Die Crucifixe, Heiligenbilder, Darstellungen der heiligen Geschichte und andere Sinnbilder der katholischen Religion waren verschwunden und durch das Sinnbild der Freiheit, eine rothe Fahne, ersetzt worden. Die Schülerinnen standen ganz verblüfft vor dieser Erscheinung. Bald fieng der Grundsatz der nationalen Selbständigkeit an, in ihren jungen Adern zu wallen. Sie schrieen: „Wir wollen unsre Schwestern! Unsre Schwestern wollen wir haben!“ Nun begann die Matrone auch, die Stimme anzustrengen und das kleine Volk zur Ordnung zu ermahnen. Die Mädchen aber wollten nichts hören, die aufgeklärten Gründe der Gewissensfreiheit prallten an tauben Ohren ab. Und als die arme Frau zu handgreiflichen Beweisen ihre Zuflucht nehmen wollte, ergriffen die Mädchen in heiligem Revolutionseifer Bücher, Hefte, Stühle, Tintenfässer, und was ihnen unter die Hände kam; warfen sie im Saale herum, stießen tobend und brüllend die Bänke um und verführten einen solchen Lärm, daß die Matrone wohl oder übel die Sitzung aufheben mußte. — Das gefiel aber den Eltern, namentlich denjenigen nicht, die mit der Commune ein Herz und eine Seele waren, und ihre Revolutionsgrundsätze den Kindern zu Haus eingeimpft hatten. Am andern Morgen führten sie die Mädchen zur Schule und erklärten ihnen, sie müßten durchaus da bleiben und sich schön in die Ordnung fügen. Kaum waren aber die Eltern fort, so begann der Lärm aufs neue und zum zweitenmal mußte die Sitzung aufgehoben werden. Dieser Auftritt erneuerte sich drei Tage nach einander. Und als es

endlich ruhig wurde, war die Zahl der Schülerinnen von 350 auf 60 herabgesunken.

Diesmal hatte der Revolutionsgeist sich an seinen Jüngern selbst gerächt: er war gegen Unglaube und Gottlosigkeit gerichtet.

---

31. Die Höllenwoche.

Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin in den Hütten Kedars. Es wird meiner Seele bange, zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen! Psalm 120, 5. 6.

Die Geistlichen an der Billettes-Kirche in Paris erzählen uns die Schrecken der furchtbarsten Woche ihres Lebens mit folgenden Worten:

Am Sonntag vor Pfingsten, dem 21. Mai, begann die Schreckenswoche, welche die Pariser la semaine infernale nennen. An diesem Sonntag hatten wir noch ein kleines Freudenfest im deutschen Gottesdienste, nemlich die Confirmation der einzigen in Paris gebliebenen deutschen Confirmandin, da alle andern die Stadt verlassen hatten. Das gute Mädchen dachte sich an diesem Feiertage nicht, daß es die nächste Woche, statt zur Vorbereitungsstunde für das hl. Abendmahl zu gehn, mehrere Tage und Nächte in großen Aengsten und Gefahren auf den untern Stufen des Treppengehäuses zubringen sollte. Doch auch dies war eine Vorbereitung, gewaltiger als manche Unterrichtsstunde.

Die regulären Truppen waren am Sonntag Abend in die Stadt hereingedrungen, und nun mußten sie die durch Hunderte von Barrikaden gesperrten und durch eine wüthende Schar von Aufrührern vertheidigten Straßen einnehmen. Am Mittwoch Morgen begann der Angriff auf das ringsum verschanzte Stadthaus und das ganze Stadt-

viertel, worin die Billettes-Kirche gelegen ist; und bis zum Freitag Abend, drei Tage lang, wurden wir beinahe ohne Unterbrechen beschossen. Drei furchtbare Tage und Nächte! Ununterbrochenes Heulen und Donnern der Bomben, die bald rechts, bald links zerplatzten und nach allen Seiten Tod und Verheerung brachten. Zwischenhinein das Prasseln des Gewehrfeuers. Stete Gefahr eines Einbruchs von Aufrührern. Und rings umher alles in Flammen: das Stadthaus, die Kaserne, die Mairie, das Theater, die Häusermassen auf beiden Seiten der Rivolistraße, — dies alles auf einer Fläche von etwa zehn Minuten Länge und einigen hundert Schritten Breite, zu gleicher Zeit in Brand! Schwarz vom Rauch am Tage, war der Himmel des Nachts glühendroth, als ob er selber in Brand stünde. Dazu kam die das ganze Quartier anderthalb Tage lang mit Schrecken erfüllende Gefahr, daß man wußte, die Keller der drei großen brennenden Gebäude, Stadthaus, Kaserne und Mairie seien mit Pulver angefüllt, und ein Fünklein genüge, um die umliegenden Häusermassen in die Luft zu sprengen oder zu zertrümmern. Aus den diesen Gebäuden zunächst liegenden Häusern floh, wer da konnte. Aber wohin? Ueberall Barrikaden! Ueberall Todesgefahr!

Mehrere Familien fanden eine Zufluchtsstätte in der Billettes-Kirche und deren Schulen und Seitengebäuden. Auch Pastor Menegoz mußte sich mit den Seinen dahin flüchten. Als er noch einiges aus seiner beim Stadthaus gelegenen Wohnung holte, wurde er vor der Kirche von einem Hauptmann der Aufrührer angehalten, der ihn zuerst mit Todesdrohung aufforderte, ihn zu begleiten, und ihn nach seiner Weigerung mit dem Säbel durchstechen wollte. Der Pastor parirte den Stich, und beide fielen über einander zu Boden, als Hilfe kam. Dem muthigen Eingreifen des Meßners der Kirche verdankt der Pastor ganz besonders seine Rettung aus den Händen des wüthenden Aufrührers, der

noch zwei mal, ohne ihn zu treffen, nach ihm schlug und sodann dem Meßner nachsetzte, dem es ebenfalls gelang, glücklich und unversehrt dem Mörder zu entfliehen.

Am folgenden Tag sprang ein Theil des brennenden Stadthauses in die Luft, mit einem furchtbaren Knall, der das ganze Quartier erschütterte, Fensterscheiben zerbrach, Thüren aus den Angeln hob und weithin Steine schleuderte. Doch war die Verheerung verhältnißmäßig nur gering, da das Gebäude schon größtentheils abgebrannt war, und das durch den Brand entzündete Pulver somit keinen großen Widerstand mehr finden konnte. In der Kaserne sollen nur einige isolirte Pulverfässer gesprungen sein; und die mit Pulver angefüllten Keller der in Flammen stehenden Mairie wurden mit Wasser überschwemmt, sobald die Truppen die mächtige, die Mairie schützende Barrikade eingenommen hatten.

Doch das Bombardement währte fort. Die drei Tage über fielen Bombenstücke auf das Dach der Kirche, in Hof und Garten und auf die Seitengebäude, doch ohne jemand zu treffen, noch bedeutenden Schaden anzurichten. Am Freitag traf eine große Bombe mitten auf einen Pfeiler des Chors und schlug zerplatzend ein großes Stück heraus. Eine kleine Bombe fiel in das Waisenhaus im Seitengebäude, zwischen die Betten der Kinder, ohne zu zerplatzen. In das etwa zehn Minuten weit entfernte Haus des Pastors Vallette fiel eine Bombe und zerplatzte im Zimmer über demjenigen, in welchem der liebe Präsident soeben studirte. Und trotz aller dieser und anderer Gefahren machte doch Pastor Vallette täglich den Weg nach der Villettes-Kirche, die seine Gegenwart hätte erfordern können.

Am Sonnabend trat Ruhe für uns ein; eine sehnlichst erwünschte Ruhe! Man athmete wieder auf. Wohl fielen noch einige Bomben der kreuz und quer über die Stadt herein schießenden Aufrührer in unsere Umgegend; allein

der Kampf hatte sich einem andern Stadttheil zugewandt, und wir durften es wagen, am Pfingstsonntag Morgen, bei entferntem Kanonendonner, mit einigen wenigen zunächst wohnenden Gemeindegliedern unser Pfingstfest zu feiern. So klein die Versammlung war, so groß war der Dank gegen Gott für seine gnädige Rettung, und so ernst das Flehen: „O heilger Geist, kehr bei uns ein, und laß uns Deine Wohnung sein; o komm, du Herzenssonne!“

Der Aufruhr in den Straßen ward am Pfingstsonntag Nachmittag überwunden; den Aufruhr der Herzen aber kann der Geist des wahren und lebendigen Gottes, der Geist der Liebe allein überwinden. „Du süße Lieb', schenk uns Deine Gunst, laß uns empfinden der Liebe Brunst, daß wir uns von Herzen einander lieben, und im Fried' auf einem Sinne bleiben. Erbarm dich unser!“

---

32. Die Bildung im Heere.

Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Luc. 9, 55.

Es gieng im Herbst 1870 durch einige Blätter die Erzählung, wie zwei Amerikanerinnen sich auf den Weg gemacht haben, um große Vorräthe von Erfrischungen den Verwundeten zuzuführen, besonders einen Syrup, der, mit Wasser gemischt, große Labung gewährte. Sie trafen unter den Deutschen einen, der durch den Mund geschossen war und darum nur ganz schwach bitten konnte. Betrübt ließ die eine ihn in ihre leere Büchse hineinsehen, befahl aber alsbald einzuspannen, um aus ihrer Niederlage den süßen Saft zu holen. Als sie nach einer halben Stunde zurück war und den heißen Kopf in ihren Händen hielt, um ihn

zu laben, sagte er sanft: bis dat, qui cito dat! Als sie den schönen Gedanken: „schnell gegeben ist doppelt gegeben!“ in den lateinischen Worten hörte, verwunderte sie sich nicht mehr nur über seine Dankbarkeit, sondern auch über die Bildung im deutschen Heere.

Bernhard Lohmann erzählt in seinem tüchtigen Buche: „Ethische Studien aus Frankreich“ einen Beleg hiezu. „Eines Tags fuhr ich nach einer kleinen Stadt, um die dortigen Lazarete zu besuchen. Ein Offizier bat mich, einen Jäger, der in jener Stadt für ihn und andere Offiziere Lebensmittel kaufen solle, mitzunehmen. — Der Jäger wollte sich zu dem Kutscher auf den Bock setzen, ich nöthigte ihn aber trotz seines Sträubens zu mir in den Wagen. Bei der Rückkehr ließ ich natürlich vor dem Quartier des Jägers halten, damit er seine Vorräthe, die ein großes Gewicht hatten, bequem absetzen könnte. Das kostete aber einen Kampf der Höflichkeit, den ich nur mit dem Befehl an den Kutscher beendigen konnte. Der bescheidene Mann fand es ganz unpassend, als gemeiner Jäger in einem Wagen an seinem Quartier anzufahren; glaubte es gar nicht annehmen zu dürfen, daß ein im Offiziersrang stehender Beamter um seinetwillen einen Umweg mache: „er könnte ja die Sachen auf den Armen tragen.“ — Worüber glaubt nun aber der Leser wohl, daß ich mich unterwegs mit dem „gemeinen“ Jäger unterhalten habe? Unterhalten haben wir uns eigentlich nicht, sondern ich hörte zu, während er mir vortrug. Der Gegenstand seiner Mittheilungen war: der Werth der Sanskritsprache als Schlüssel der indogermanischen Sprachen; das Verhältniß von Philologie und Naturwissenschaften; der gegenwärtige Stand der vergleichenden Sprachforschung. Der ungenannte Jäger war ein namhafter Sanskritforscher, dessen Arbeiten sich in den Berichten der Berliner Akademie der Wissenschaften befinden. Er war eben auf der Pariser Bibliothek mit gelehrten Untersuchungen

beschäftigt gewesen, als der Kriegsruf laut wurde. Sofort eilte er nach Deutschland und ergriff das Gewehr, obgleich er vom Dienste frei war. — Mein Trainsoldat behandelte ihn ganz als seinesgleichen und der Gelehrte gieng harmlos auf diesen Standpunkt ein. Er sagte mir, daß die Unterordnung unter die Vorgesetzten jeden Standes ihm nicht die geringste Schwierigkeit mache, daß er ganz vergnügt mit den Kameraden denselben Topf theile; von seinen Offizieren aber, jungen und alten, sprach er mit Liebe und Ehrerbietung. — Solche Erscheinungen sind in unserm Heere keine seltenen Ausnahmen, sondern etwas ganz Gewöhnliches."

Auch die Engländer haben dies an unseren Soldaten gefunden. Die „Times" berichtet vom 4. Oktober 1870 aus Straßburg:

„Im Augenblick befinden sich die Straßburger nicht mehr recht in Straßburg. Ihre Stadt ist von einer Armee von Besuchern aus allen Theilen Deutschlands besetzt, welche alle sich bemühen, den verlorenen und wiedergefundenen Sohn, den Benjamin der deutschen Familie, zu begrüßen... Natürlich bildet das herrliche Münster den Hauptanziehungspunkt. Die Wiedererlangung dieses Denkmals, des Hauptwerks und Glanzpunkts der gothischen Baukunst in Deutschland, ruft eine Freude hervor, der man sich kaum entziehen kann. — Die Läden strömen über von deutschen Soldaten, welche alle nach dem Plan von Straßburg, der Photographie des Münsters und dem Reisehandbuch nach Paris von Bädecker fragen. Ich bringe meine meiste Zeit in den Buchhandlungen zu, und da wird mir dieser unermeßliche Strom von deutschen Soldaten, welche Bücher, Karten und Zeichnungen kaufen, zu einer der wunderbarsten Erscheinungen. In England wäre so etwas unmöglich; in Frankreich wäre es überaus unwahrscheinlich, aber es ist Thatsache: hier in diesem kriegerischen Mittelpunkte bewegt sich alles um die Buch-

handlungen. Warum sollte man nicht ein Gefühl der Achtung empfinden vor einer so tapfern, so starken, so bescheidenen und so strebsamen Armee?"

---

33. Die Wacht am Rhein.

Der Mensch lebet nicht vom Brote allein! Matth. 4, 4.

Welche eine Kraft zur rechten Stunde ein Lied geben kann, hat der Feldzug oft bewiesen, am meisten an dem Lied: „die Wacht am Rhein." Ein Zug dieser Art ist, was ein Berichterstatter aus Crefeld erzählt:

„Im November 1870 fuhr ich von Basel zurück in die Heimat. In Appenweier stieg mühsam ein kranker preußischer Offizier zu uns in den Wagen. Als er den Mantel lüftete, sah ich, daß er Hauptmann war, und erblickte auf seiner Brust das Eiserne Kreuz. Ich salutirte und frug, wo er die hohe Auszeichnung erworben. Er antwortete: ‚Das hat meine Kompagnie geholt, nicht ich; für sie trage ich's. Es war bei Weißenburg am 4. August, da stürmten wir den Geisberg. Wir stießen auf Verschanzungen mit Dornhecken; die Pioniere konnten nicht rasch genug fertig werden. Was war zu thun? Vorwärts mußten wir. Da ließen die Offiziere sich hinüberheben und die Mannschaft folgte. Drüben empfieng uns aber ein wahres Hagelwetter von Geschossen; einen Augenblick wankte die Kompagnie und plötzlich fiel ich, von zwei Kugeln durch den Oberschenkel getroffen. Ich hielt uns für verloren. Da stimmten die Jungens das Lied an, welches ich auf dem ganzen Marsch tagtäglich bis zum Ueberdruß hatte hören müssen, die „Wacht am Rhein" und damit giengs vorwärts.

Die Reihen der Unsrigen wurden von dem mörderischen Feuer des Feindes stark gelichtet, aber die Höhen wurden erstürmt und der Sieg war unser. Seit jener Stunde ist mir das Lied ein Heiligthum, ja ein Gebet!' Dem Helden und uns allen standen bei dieser Erzählung die Thränen in den Augen."

Man hat gesagt, „die Wacht am Rhein," die von dem Schwaben Max Schneckenburger gedichtet und dem Musikdirektor Karl Wilhelm aus Crefeld in Musik gesetzt wurde, sei ein ganzes Armeecorps werth gewesen in diesem Kampfe; und es wäre das nur ein weiterer Beweis, wie sehr die deutsche Hand durch deutschen Geist zu solch' herrlichen Thaten gefestigt war.

---

34. Ein hebräisches Lied.

Deine Rechte sind mein Lied in dem Hause meiner Wallfahrt! Psalm 119, 54.

Wie alles Volk im deutschen Lande seine Pflicht gethan für den Boden der Heimat, so haben wir auch nicht wenige Züge von Heldenmuth der Israeliten im deutschen Heere gelesen. Ein liebliches Bild jüdischen Lebens im Krieg gibt die folgende Erzählung:

Es war auf dem Marsche zwischen Chalons und Paris. Die Soldaten sangen patriotische Lieder. An der Spitze des Regiments marschirte eine Anzahl israelitischer Soldaten, größtentheils Freiwillige. Sie unterhalten sich von der Heimat. Wären sie zu Hause, so befänden sie sich in der Synagoge, denn es ist Sabbat. Allmählig verstummt der Gesang der Soldaten, die Glocke des Kirchthurmes eines in der Nähe der Landstraße liegenden Dorfs verkündet die zehnte Morgenstunde. „Jetzt ist in der Heimat, sagt einer der Israeliten, die Synagoge aus; gewöhnlich schlägt es

gerade zehn Uhr, wenn man den Schlußgesang ‚En Kelohenu‘ singt!“ Sofort stimmt ein anderer den erwähnten Schlußgesang an und alle fallen kräftig ein:

Niemand ist wie unser Gott,
Niemand ist wie unser Herr,
Niemand ist wie unser König,
Niemand ist wie unser Helfer!

— — — — — — —

Du bist unser Gott, unser Herr,
Du unser König, unser Helfer;
Du, dem unsre Väter einst
Das süße Räuchwerk dargebracht!

So hallt denn die orientalische Melodie, von zehn kräftigen Männerkehlen gesungen, über die durch die Champagne führende Landstraße, und die semitischen Laute verkünden es, daß niemand unserm Gotte gleicht und daß wir keinen Helfer haben außer ihm. — Da aber stürzt ein Unteroffizier herbei und ruft eifrig: „Das jeht nicht, meine Herren! Französische Lieder dürfen hier nicht jesungen werden!“ Trotzdem man unter lautem Lachen dem biedern Patrioten auseinandersetzte, daß ‚En Kelohenu‘ kein französisches, sondern ein hebräisches Lied sei, war es doch um die feierliche Stimmung geschehen, und der Gesang wurde nicht weiter fortgesetzt.

Gewiß durften nicht nur Israels Kinder, sondern alle Krieger im ganzen Heere singen und sagen: „Wir rühmen unsern Gott und Herrn, wir rühmen unsern König und Helfer!“

---

35. Edle Thaten.

Ist etwa ein Lob, dem denket nach!
Philipp. 4, 8.

Der Sohn eines christlichen Kaufmanns in Stettin hatte als Nebenmann in seiner Kompagnie einen jüdischen

Soldaten, und die Kameradschaft wurde zur treuen Freundschaft. Der Israelite sagte dem Kameraden oft, er für seine Person fürchte den Tod nicht, aber er sei die einzige Stütze seiner Mutter, einer armen Wittwe, und nur für sie wünsche er gesund zu bleiben, denn sein Tod müßte sie grenzenlos unglücklich machen. Da lagen nun eines Tages beide in den Laufgräben vor Belfort nahe bei einander. Der junge J. ruft dem israelitischen Freunde zu: „mich dürstet entsetzlich, du hast ja wohl noch einen Tropfen in deiner Flasche!“ Behutsam genug, wie er meint, richtet dieser sich auf, um die Flasche zu reichen, aber sein Kopf war doch über den Rand des Grabens hervorgetaucht, und im Nu war er von einer Granate zerschmettert. — J. berichtete dies nach Hause: er schrieb seinen Eltern, daß ihn der Gedanke, den Tod des treuen Gefährten verschuldet zu haben, gar nicht ruhen lasse, und bat, daß der Vater um Gottes willen die Mutter des Gefallenen unterstützen möge. Das ist geschehen. Ein Sohn des Hauses reiste nach ihrem Wohnort, besuchte und tröstete die Greisin, händigte ihr sofort eine Summe Geldes ein und versprach ihr eine lebenslängliche Unterstützung in seines Vaters Namen.

Während sich hier die Freundschaft zweier Wehrmänner verschiedener Glaubensbekenntnisse in dem schönsten Lichte zeigt, beweist ein anderer Zug, wie der Krieg auch die verschiedenen Stände zusammenführt.

Einem Kaufmann in Leipzig — nicht eben einem reichen Manne — schuldete ein armer Handwerker 300 Thaler, welche er in kleinen Theilen abzahlte. Bei einem der letzten Gefechte vor Paris wurde der Sohn des Handwerkers erschossen. Wenige Tage darauf erhielt er von seinem Gläubiger einen Brief, worin es hieß: „Ihr Sohn ist für Deutschlands Ehre und Freiheit, für den unangetasteten Wohlstand und Fortbetrieb unseres Handels und Wandels gestorben, und so gehöre auch ich zu seinen Schuldnern. Gönnen Sie

mir die Befriedigung, meinen Dank dem auf dem Felde der Ehre Gestorbenen dadurch zu bezeugen, daß ich dem Vater die mir noch zustehende Summe von 225 Thalern erlasse, worüber die Quittung beiliegt." Auch hierin erkennen wir eine ebenso edle als originelle Erweisung patriotischen Dankes.

---

36. Inschriften der Kriegszeit.

Wer ist weise, der dies verstehe, und klug, der dies merke? Denn die Wege des Herrn sind richtig: die Gerechten wandeln darin, aber die Uebertreter fallen darin. Hosea 14, 10.

Der Volksgeist offenbart sich in leichthingeworfenen Worten gar deutlich, und es ist auch ein Genuß, Deutsche und Franzosen aus kurzen Inschriften über ihre Gedanken während des Kriegs zu verhören. Wir wählen aus ungezählten nur einige.

In einem verlassenen Dorf fand sich, mit Kalk an die verkohlten Ueberreste eines Hauses gezeichnet, die Inschrift: c'est la guerre! Das war jenes kalte Wort des ersten Napoleon, mit dem er die jammernden Gestalten im Krieg mit Deutschland abwies. Diesmal war es wohl von deutscher Hand mit weicherem Gefühl geschrieben. „Das ist der Krieg!" Hätten sich doch diese geschwärzten Trümmer mit ihrer bedeutungsvollen Inschrift in jenem Augenblick auf den Boulevards von Paris erhoben, wo das wahnsinnige Volk schrie: nach Berlin, nach Berlin! Ach, und c'est la guerre! „das ist eben der Krieg!" wird wohl auch der ganze Trost bleiben, den man hernach den beraubten und an den Bettelstab gebrachten Landleuten angedeihen lassen wird. —

Die Inschrift im Dörflein hat eine Genossin am Fürstenschloß; aber wie ganz anders lautet die! Das geschichtlich berühmte Schloß St. Cloud, welches die Franzosen zusammengeschossen haben und die rettenden Hände der deutschen Feinde nicht zu retten im Stande waren, gewährt einen trostlosen Anblick in seinen Trümmern. Das Innere der Gebäude, von welchen nur die aus kleinen Sandsteinquadern errichteten Brandmauern und die Kamine stehen geblieben sind, ist mit Schutthaufen ausgefüllt, welche nicht zum geringsten Theil aus geborstenen Mauern bestehen. Von den geschwärzten Wänden sehen die Vergoldungen und Reliefarbeiten an einzelnen Stellen trübselig auf die wüsten Trümmer herunter. Traurig ist der Anblick der verstümmelten und braungebrannten vier Marmorfiguren, welche die südliche Eingangshalle einst schmückten. Und wie legen sich die Franzosen diesen Jammer zu recht? C'est la main de Bismarc! lautete eine Inschrift, welche hernach auf die Trümmer geschrieben wurde. O die Blinden! „Das ist die Hand Bismarcks!" Nein, nein, das ist die Hand Gottes; und wenn irgend eine Inschrift aus diesen schauerlichen Trümmern an einer paradiesischen Stätte zusammenzubuchstabiren ist, so kanns keine andere sein, als die bekannte: Meneh, meneh, tekel upharsin! „Gezählt, gezählt! Gewogen und zu leicht erfunden!"

Französisches Urtheil trägt leider oft den Stempel der Verblendung an sich; deutsche Herzen erkannten besser, was Gottes Wege waren. Im College de la Providence zu Amiens, einer von Jesuiten geleiteten Knabenschule, waren die Schulzimmer zu Lazaretzwecken verwendet. Huyssen fand daselbst auf einer Tafel, von deutscher Hand geschrieben, folgende Inschrift: Les soldats prussiens ont étudié dans cette chambre! „Die preußischen Soldaten haben in diesem Zimmer studirt." Ja wohl, Gott der Herr hatte sie in eine schwere Schule zu gar ernsten Studien geführt, damit sie ihr Kreuz

tragen und Geduld und Selbstverleugnung lernen sollten. Das wird manchen Kranken mehr Mühe gemacht haben, als den gesunden Schülern die mathematischen Lehrsätze, von welchen die Figuren hie und da auch noch auf der Tafel verzeichnet standen!

Eine andere Inschrift endlich, an der Thüre des Kirchleins in Garges bei Paris mit Kreide geschrieben, lautete: „Gott mit uns; wir alle sind Menschen und vor Gott gleich;“ und: „Irret euch nicht, Gott läßt sein nicht spotten!“ Dieser ernste mahnende Gedanke eines einfachen deutschen Soldaten, mitten in der zeitweiligen Verwilderung des Feldlebens gedacht und an die Pforte des kleinen Heiligthums geschrieben, machte wohl auf jeden aufmerksamen Leser einen ergreifenden und versöhnenden Eindruck. Edle Humanität, sittlicher Ernst, religiöse Achtung vor dem, was andern heilig ist, offenbarten sich hier aus der Tiefe eines einfältigen Gemüths, das in dieser Zeit und an diesem Ort ganz wohl hätte von Parteihaß verblendet und verhetzt sein können. So etwas thut wohl, wirkt versöhnend: der Krieg ertödtet doch nicht alles Menschliche.

Doch was wollen wir sagen von menschlichen Inschriften? Gott der Herr hat die gewaltigste über den ganzen Krieg gesetzt, und diese heißt: Erkennet, daß Ich Gott bin!

II.

Unter dem Segen des Kreuzes.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest
in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte
Palme zugleich!

Fr. Schiller.

1. An der Grenze.

Der Herr segne dich und behüte dich!
4 Mosis 6, 24.

Als das erste Armeecorps im Begriff stand, die feindliche Grenze zu überschreiten, wurde durch Militäroberpfarrer Jahr aus Königsberg noch eine kurze Andacht gehalten. Er berichtet hierüber:

„Ich kann nicht beschreiben, welch tiefe ernste Stimmung auf der ganzen Versammlung ruhte, und wie ergreifend es für uns alle war, als wir nach dem Genuß des Leibes und Blutes unseres Heilandes im abendlichen Dunkel den Vers sangen:

Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen!
Segne unser täglich Brod,
Segne unser Thun und Lassen!
Segne uns mit sel'gem Sterben
Und mach uns zu Himmelserben!

Die verschiedensten Gedanken giengen mir durch den Sinn. In Schulpforte sangen wir seinerzeit diesen Vers an dem fröhlichsten Tage des Jahres, am Abende vor dem Beginn der Ferien. Da legten wir allen Nachdruck auf die ersten beiden Zeilen, denn der Ausgang war aus den kalten strengen Klostermauern und der Eingang in das liebliche freundliche Vaterhaus. Hier war es umgekehrt. Aus der

friedlichen Heimat gieng es in die rauhe Fremde, und unwillkürlich legte das Herz allen Nachdruck auf die letzten Zeilen:

Segne uns mit sel'gem Sterben
Und mach uns zu Himmelserben!

Denn wer wußte damals, wie nahe unser Ende?

---

2. Willigkeit zu Gottes Wort.

Dein Volk ist ganz Willigkeit an deinem Schlachttage! Psalm 110, 3.

Katholische Geistliche Frankreichs haben nicht bloß einmal dem deutschen Heere bezeugt: „Sie kommen freudig zum Gottesdienst, zur Beichte, zum heiligen Abendmahl. Unsere Leute sind mit Tanz, Spiel, Trunk und Lüderlichkeit in den Krieg gezogen. Die Deutschen mit Gebet; darum haben sie auch den Segen!"

Der Rabbine Dr. Blumenstein erzählt gelegentlich: „Als ich vergangenen Freitag auf dem Bahnhof in Tergnier den deutschen Postzug aus Rheims erwartete, kamen einige Christen vom 48. Landwehrregiment (Frankfurt a. O.), die gerade Wache auf dem Bahnhof hatten und mich an der violetten Binde als Feldgeistlichen erkannten, an mich heran mit der Bitte: ‚Ach Herr Prediger, wollten Sie uns nicht eine Rede halten? Wir haben schon fünf Wochen nichts von Gottes Wort gehört; unser Geistlicher hat uns seinen Besuch versprochen, aber er ist noch nicht dagewesen!" Das rührte den jüdischen Doktor und er setzt hinzu: „ich glaubte mich durch diese Worte in die Zeit versetzt, von welcher der Hirte aus Thekoa weissagt: ‚Siehe, Tage kommen, ist der Spruch des Herrn, daß ich Hunger sende in das

Land, nicht Hunger nach Brot und nicht Durst nach Wasser, sondern zu hören das Wort des Ewigen!" Amos 8, 11.

Aber auch aus dem französischen Heere vernehmen wir ähnliche Klänge. Pastor Hosse in Jülich sagt von seiner Thätigkeit im Lager der Kriegsgefangenen: „Wie wohl that es mir, als ich bei Besuchen, die ich machte, in der That großen Hunger nach Gottes Wort und Empfänglichkeit für das Evangelium gewahrte! Es machte schon einen guten Eindruck, daß auf die Frage: ‚Sind Evangelische hier?' sogleich Zwei oder Drei, oft die Einzigen unter Hundert und mehr, hervortraten und freudestrahlenden Blickes den Prediger ihrer Confession begrüßten. Besonders aber freute mich, daß hier und da ein Evangelischer, der gerade das Zimmer verlassen hatte, durch seine Nachbarn, als unserm Glauben zugethan, bezeichnet wurde. Er hatte also seine Confession seinen Kameraden gegenüber nicht verleugnet, und es ließ sich hieraus wieder erkennen, daß die evangelischen Franzosen fast durchweg viel muthiger und freudiger mit ihrem Bekenntnisse hervortreten, als unsere evangelischen Landsleute zu thun pflegen, wenn sie sich mitten unter Katholiken befinden. Vollends aber wurde mein Herz bewegt, als mir die evangelischen Soldaten alle ohne Ausnahme große Liebe zu Gottes Wort bezeugten. Der Eine zog aus seiner Tasche ein kleines Evangelium, welches er, wie er mir sagte, vor langen Jahren von einem Colporteur gekauft, in allen Feldzügen, die er mitgemacht, als ein Kleinod bewahrt und eifrigst benutzt habe. Ein Anderer bejahte freudigst die Frage, ob er eine Bibel besitze, und holte von seiner Lagerstätte ein schön gebundenes, mit Goldschnitt versehenes Exemplar der heiligen Schrift herbei. Er hatte es bei der Confirmation empfangen; vorne stand in französischer Sprache das Wort: ‚Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen!'

Wie passend für den Mann in seiner jetzigen Lage! Der Krieger hatte diesen seinen Schatz gehütet wie seinen Augapfel, aber doch zu seiner großen Betrübniß nicht verhindern können, daß ihm im Biwak durch die Nässe das Saffianleder des Einbandes zum Theil beschädigt worden war. — Da kamen einige wettergebräunte, bärtige Krieger, die das Abzeichen trugen, daß sie schon zum dritten male die Dienstpflicht, welche in Frankreich sieben Jahre dauert und immer wieder für andere übernommen werden kann, abzuleisten im Begriffe waren. Sie trugen mehrere Bänder und drei oder vier silberne Medaillen, in der Krim, in Italien, in Mexiko oder Algier errungen, vorn auf der Brust. ‚Wir sind evangelisch!‘ sagten sie, ach möchte uns doch gepredigt werden! In Paris kam immer ein Prediger von Zeit zu Zeit zu uns in die Forts und hielt uns Bibelstunde; seit der Krieg ausgebrochen ist, haben wir in Monaten nichts von dem Evangelium vernommen.“

Möge nun auch das Wort Gottes allen sich als der Bogen Jonathans ausweisen, der nie gefehlt, und Gottes Verheißung über sein Wort an ihnen sich bewähren: es soll nicht wieder leer zurückkommen!

---

3. Trompeter, blas!

Erhebe deine Stimme wie eine Posaune! Jes. 58, 1.

Eines der beliebtesten Lieder im letzten Kriege ist das von dem Württemberger Karl Weitbrecht gedichtete:

Trompeter, blas! An den Rhein, an den Rhein!

Solch ein Kriegsruf voll Kampfeslust mußte sich ja erheben, wenn es galt, die geschliffenen Waffen zu führen, das

Schwert von Eisen. Aber neben dem Schwert des Gerichtes erglänzt auch das Schwert des Geistes. Wer von diesem weiß, der freut sich gewiß zu hören, wie auch einmal der Ruf erscholl: Trompeter blas! um zum Wort Gottes zu rufen.

Bei der Belagerung von Metz sah ein Bücherträger einen höheren Offizier zu Pferd, wie er stillsitzend seine Hände auf den Sattelknopf gelegt, emporschaute zum freien Himmel. Der Bibelbote dachte, der nimmt mir gewiß ein Testament ab, flugs gieng er auf ihn zu, grüßte ehrerbietig und bot ihm seine gute Waare an. Der Offizier schaute ihn freundlich an, langte in die Brusttasche und zog ein Testament heraus und sagte: „Ich danke, ich bin, Gottlob! schon lange versehen; — aber warten Sie," fügte er mild hinzu, ruft einem Trompeter: „Trompeter, blasen Sie zum Antreten!" — der bläst und nach einigen Minuten steht die Truppe auf dem Platz. Der Offizier redet sie an: „Hier ist ein Mann, der bringt Euch Gottes Wort, darin findet ihr den Weg zu Eurem ewigen Heil. Wer noch kein Testament von Euch hat, der ergreife die Gelegenheit und kaufe!" — Mit Freuden kauften die Soldaten fast seinen ganzen Vorrath, den er bei sich hatte. Doch Einer stand ferne mit mürrischem Gesicht; der Offizier fragte ihn, ob er schon ein Testament habe. „Nein," war die kurze Antwort. „Warum kaufen Sie nicht auch? Ich sagte Ihnen, daß es das Wort von unserem ewigen Heil sei." Der Soldat erwiderte verächtlich: „Ich kann das Zeug nicht glauben." „Nun, sprach mit ernster Würde der Offizier, Sie können thun, was Sie wollen; aber Sie sollen am jüngsten Gericht mich nicht anklagen können, daß ich Ihnen nicht gesagt, was Sie allein selig macht. Ich habe Ihnen vorgehalten Segen und Fluch, Leben und Tod, Seligkeit und Verdammniß!"

Solch' treues Zeugniß des Offiziers erfreute des Col-

porteurs Herz innig, und war eine der köstlichsten Erfahrungen in seinem Tagebuch. — Was aus dem armen, geschlagenen Manne geworden ist, wer weiß es? — wir wollen aber hoffen, daß er sich noch entschlossen habe, das beste Theil zu erwählen, das Maria zu Jesu Füßen genoß. —

---

4. Der zehnte Trinitatis.

Seine Worte hast du aus dem Feuer gehöret! 5 Mos. 4, 36.

Im „Daheim" 1872 theilt Pfarrer Max Reichard aus Straßburg seine Erlebnisse in der Belagerungszeit 1870 mit, und manche seiner Schilderungen verdienen unter allem Volk bekannt zu werden, auch da, wo jene Zeitschrift nicht hingedrungen ist. Wir heben hier eine der ergreifendsten heraus. Er schreibt am 22. August:

„Gestern feierten wir den zehnten Sonntag nach Trinitatis. Wem unter den Predigern unsrer Stadt wäre nicht das ergreifende Zusammentreffen des Evangeliums von der Zerstörung Jerusalems mit unsrer jammervollen Lage in den Vordergrund aller seiner Gedanken getreten! ‚Deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten!' Wie erfahren wir heute so klar, was das alles heißt und bedeutet; und wenn wir sonst an diesem Sonntag über Jerusalems Los trauerten, die Geschichte seiner letzten Zerstörung als eine Erfüllung dieser Weissagung mit innerster Bewegung anhörten, — wie predigt uns nun heute ohne Erklärung das bloße Vorlesen dieses Textes! Wie trieb

aber auch die Noth das Christenvolk zu seinem Gott und dessen Wort! Die Kirchen sind gefüllt, wie schon lange nicht mehr; und obwohl manchmal durch die Worte des Predigers hindurch der Schall der Kanonen tönt, obwohl unsre Kirche selbst an ihrer Vorderseite die Spur einer Kugel trägt, hat sichs die Gemeinde doch nicht nehmen lassen, selbst in heißer Nachmittagsstunde so zahlreich zu erscheinen, wie ich sie in vielen Jahren kaum gesehen.

Ich hatte seit langer Zeit einen Kreis von Liederpredigten begonnen und wurde der Reihe nach diesmal auf das Lied: ‚Valet will ich dir geben' von Valerius Herberger geführt. Ich erzählte die Lebensgeschichte des Dichters, schilderte die Schrecken jener Zeit, die er mit seiner Gemeinde durchlebte, als über Fraustadt die Pest ausbrach, und er sein einziges, aber so wunderbar ergreifendes Lied dichtete, das schönste aller Sterbelieder. — Diese Heimsuchung war aber nicht die einzige, die er mit seinen Fraustädtern durchlebte. War es ihm doch einmal in einer Predigt am zweiten Adventssonntag, während er vom Kommen des Herrn zum Gerichte sprach, so wunderbar zu Muthe, daß er die Leute ermahnte, mit beiden Augen als Feuereimern Wasser herbeizutragen und zu weinen wie Petrus und Magdalena in herzlichen Bußthränen über die Sünde, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn. ‚Feuer, Feuer ist da, ihr Fraustädter!' rief er plötzlich aus. ‚Wann wirds kommen? — Um Mitternacht! — Wer hats gesagt? — Der Herr Jesus!' Und in folgender Nacht brach eine Feuersbrunst aus, die drei Viertheile der Stadt verzehrte. Herberger aber stand die ganze Nacht am Rathhause und rang mit Gott, bis die Morgenröthe anbrach und der Brand nachließ. — Aus der eigenen Kirche, die damals verschont blieb, wurde er später noch durch die Verfolgung der Römischen vertrieben, und mußte in einem geringen Bethause, das er ‚das Kripplein Jesu' hieß, seinen Gottesdienst halten.

Ich weiß nicht, wie es über mich kam, während ich diese Züge aus des alten „Herzpredigers‘ Leben erzählte, — aber plötzlich stand jene Vergangenheit wie ein Bild der Gegenwart vor meinen Augen. Ohne daß ich es gewollt, mußte ich der großen Gemeinde sagen, wie jene Tage wiederkehren können auch bei uns und uns Schrecken bringen, wie noch niemand unter uns sie geahnt. — ‚Feuer, Feuer kann auch über uns kommen; mir ahnt, wir stehen nicht am Ende, sondern am Anfang unsers größten Jammers, und die Mitternachtsstunde könnte auch uns bald Schreckensrufe bringen, die uns im innersten Herzen erbeben machten. Wer weiß, wie viel die nächsten Tage schon uns nehmen können von dem, was wir Liebstes auf Erden haben. Die Wagenburg des heutigen Evangeliums ist bereits um unsre Stadt geschlagen; an allen Orten sind wir geängstet; wird auch das letzte Wort jener Weissagung: ‚kein Stein auf dem andern bleiben‘ bei uns wahr werden? Wir sind heute so zahlreich hier versammelt, werden wir uns je wieder hier in unsrer lieben Kirche vereinigen dürfen? Wer weiß, ob wir nicht auch noch in einem Kripplein unsern Gottesdienst feiern müssen, in kleiner Gemeinde, in Sack und Asche um die Trümmer unsrer Stadt? — Ach, daß die Heimsuchungen uns allen dienten zur Erweckung eines Glaubens, wie der des alten Herbergers war, als er sein Lied sang! Daß wir alle nur in unsern Sterbenstagen so freudig die Herzen in die Höhe richten möchten, wie er, da er allein hinter dem Todtenwägelein der Pestkranken hergieng, unbeirrt von den Hunderten, die zur Rechten und Linken neben ihm fielen, todesmuthig in seinem herrlichen Liede:

In meines Herzens Grunde,
Dein Nam und Kreuz allein
Funkelt all' Zeit und Stunde,
Drauf kann ich fröhlich sein.

Erschein mir in dem Bilde
Zum Trost in meiner Noth,
Wie du dich, Herr, so milde
Geblutet hast zu Tod!'

So ungefähr sprach ich, und wenn ich einmal in einer Predigt etwas erfahren habe von dem Hinüber- und Herüberwehen des Geistes, von einer Bewegung der Herzen unter dem Eindruck des unmittelbar gegebenen Wortes, so ist es in dieser Predigt gewesen. Ach wie bald und wie fürchterlich ist meine Aussage wahr geworden, und die längst dahingeschwundene Vergangenheit in die schauerlichste Wirklichkeit getreten!"

Acht Tage darauf schrieb er am Sonntag Abend: „Wie wirds möglich werden, die Erlebnisse dieser Tage auch nur annähernd zu schildern! Die Geschichte unsrer Schreckensnächte, unsers innersten Wehes, unsrer Thränen um alles, was wir verloren haben! — Sonntag ists gewesen heute, gepredigt habe ich auch; aber keine Glocke hat uns mehr zusammengerufen, kein Gotteshaus hat uns mehr in seine Räume aufgenommen, kein Orgelton hat uns mehr durch die Hallen gebraust in hehrem himmlischem Klang. Unsre Kirche ist ein ‚Kripplein' unter der Erde gewesen, ein Gewölbe im protestantischen Gymnasium, das Flüchtlinge, Abgebrannte, Kranke, Alte und Kinder aufgenommen hat, mehr denn zweihundert an der Zahl. Die Glocke, die uns zusammentrieb, war das unaufhörliche Krachen der Granaten und Bomben, die über uns und um uns herflogen, und nur leise hat aus schluchzenden Herzen der Choral geklungen:

Ach bleib mit deinem Schutze
Bei uns, du starker Held,
Daß uns der Feind nicht trutze,
Noch uns bestrick die Welt!

Zuvor aber sind wir in der alten lieben Kirche gewesen und haben uns noch einmal ausgeweint in den Trümmern ihrer wunderbar schönen Hallen. Kein Laut in der Sonntagsstille, nichts von dem, was draußen in der Welt wüthet und tobt — der wilde, schauerliche Krieg! — Die Hallen so friedlich, der Boden noch warm, da und dort selbst glühend von dem ungeheuern Brand! Kein Altar, keine Kanzel, keine Orgel mehr! Schutt und Asche berghoch da, wo das Gewölbe eingestürzt ist! In der lichten Höhe aber die kühnen Schwibbungen der letzten übrig gebliebenen gothischen Bogen. Die Wand, die den Chor verbarg, ist nun durchbrochen, das helle Licht strömt durch die Chorfenster herein und enthüllt unseren Blicken zum erstenmal die großartige Bauart der alten Predigerkirche, einer wahren Kathedrale, deren Schönheit wir nie geahnt. An den Wänden stehen noch die Büsten der alten Prediger und Lehrer, die das Feuer verschont hat. Wir haben sie herausgetragen, daß sie nicht eine neue Kugel zertrümmere. Den Grabstein Taulers, in den Giebel eingemauert, müssen wir stehen lassen; ihn, den ältesten Zeugen der vergangenen Geschlechter, wird in seinem Winkel ein gnädiges Geschick verschonen.

Das waren die Hallen, darinnen der alte Mönch gepredigt, an denen so viele Jahrhunderte vorüber gezogen, über welche Blitz und Donner gefahren seit dem Bartholomäustag 1260, wo sie zum Gottesdienste geweiht wurden, — Kriegsgeschrei und Revolution, deutsches Reich und französische Herrschaft, Kapitulation und Schreckenszeit, bis wieder ein Bartholomäustag kam, an dem eine verhängnißvolle Kugel sie traf und den ungeheuren Scheiterhaufen anzündete, dessen Lohe das ganze Land erleuchtete."

5. Ein Dankeswort bei Sedan.

Aus der Feldpredigt von Consistorialrath Lohmann für die 41. Infanteriebrigade.

> Dies ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Dies ist der Tag, den der Herr macht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein!
> Psalm 118, 23. 24.

Denken wir einige Wochen zurück. Der Kaiser Napoleon fordert von unserem Könige, daß er sich vor ihm demüthigen solle, als ob Deutschland ein Vasallenstaat von Frankreich und der französische Kaiser der Schiedsrichter von Europa wäre! Unser theurer König zeigt, daß er den Frieden liebt und Opfer für ihn zu bringen vermag. Aber nichts befriedigt den französischen Kaiser, was mit deutscher Ehre bestehen kann. Da erklären sie uns den Krieg und verkündigen, daß sie in kurzer Zeit den Rhein würden erobert haben; schon sahen die Eitelsten der Eitelen in ihrer Verblendung die kaiserlichen Adler in Berlin.

Und nun schaut auf das Bild, was ihr am 2. September gesehen habt. Unser König zieht, gefolgt von seinem Sohne und den ersten Mitarbeitern an dem großen Werke, als Sieger durch unser Lager! Die Glorie der göttlichen Gnadenerweisungen umleuchtet sein erhabenes Haupt. Er dankt seinen braven Kriegern. Alle Herzen jauchzen ihm zu, ein tausendstimmiger Jubel begrüßt ihn als Sieger, an den Bergen am Ufer der Maas hallt das Echo wider. — Am andern Tage sah man wieder einen großen Zug sich durch das Lager bewegen. Glänzende Wagen, prächtige Pferde verkündigten einen Großen dieser Erde, das N und der Adler verriethen den Kaiser Napoleon. Er wäre wohl lieber unerkannt geblieben. Seine Hundertgarden begleiteten

ihn nicht, unsere Husaren hatten den gefangenen Kaiser in ihrer Mitte. Verfolgt von den Flüchen seines Volkes, das er in Tod und Elend gestürzt, fand er bei unserem edlen Könige eine gnädige Aufnahme, während sein eigenes Volk ihm nachruft: „Gib uns unsere Söhne wieder, die durch deine Schuld des Todes Beute geworden sind!" — Nicht alle sind in den Tod gesunken. Tretet hier auf die Höhen, wo ihr das Thal der Maas übersehen könnt: dort auf der Insel lagern Tausende des französischen Heeres. Sie verbreiten keinen Schrecken mehr. Sie sitzen an den Wassern der Maas und weinen, wenn sie ihrer früheren Herrlichkeit gedenken. Die Krone von ihrem Haupte ist abgefallen. Ich sah in Sedan französische Generale mit allen Ehrenzeichen geschmückt, den Wanderstab in der Rechten, das Reisebündel in der Linken, in die Gefangenschaft ziehen. Sie schauen zurück nach ihrem Heere: ein entwaffneter, wüster Haufen, Tausende von wenigen Husaren bewacht, ohne Fahnen, ohne Adler, ohne Waffen, ohne Kanonen, ohne Pferde! Wer hat die Sieger von Italien, aus der Krim, aus Algier, aus Hinterindien, so unter das Joch gebeugt? — nicht unsere Macht, mit der allein ist nichts gethan, es ist vom Herrn geschehn und ein Wunder vor unseren Augen!...

So freuen wir uns denn über den Tag, den der Herr uns gemacht hat und sind fröhlich darinnen. Es ist eine Freude, dem Schaffen der Biene zuzuschauen, wie sie ihre künstliche Wohnung baut und mit köstlichem Vorrath füllt; es ist eine größere Freude, den Menschen zu betrachten, wie er mit Aufbietung all' seiner Kraft Werke von bleibendem Werthe zu vollenden strebt: — aber wie einzig ist die Freude, Gottes Wunder schauen zu dürfen, wie himmlisch die Wonne, zu sehen, wie der Herr regiert, wie er mit gewaltiger Hand in die Geschicke der Völker eingreift, Spieße zerbricht und Wagen mit Feuer verbrennt. Wir haben ein Gottesgericht erlebt, und indem wir innerlich erzittern vor dem heiligen

Gott, erfüllt uns zugleich die Freude, daß wir begnadigt waren, Gottes Finger zu sein, daß die Stimme des Weltenrichters geredet hat durch den Donner unserer Kanonen, daß sein Blitz geleuchtet hat in dem blinkenden Schwerte unserer Krieger! Die meiste menschliche Freude ist nur für den Augenblick, und in den späteren Trauertagen vermehrt es oft die Bitterkeit unseres Geschickes, sich dann der schöneren Tage, in der Armut des früheren Reichthums, in der Niedrigkeit der ehemaligen Größe, in der Einsamkeit des Hauses der süßen Stunden des ehelichen Glückes zu erinnern. Aber diese Freude behält einen bleibenden Werth. Und sollte es uns vergönnt sein, die Zeit unserer Pilgerfahrt auf achtzig, ja neunzig Jahre zu bringen, so werden wir die Gnade Gottes nicht vergessen, die er jetzt an uns gethan hat. Die meisten von uns werden ihr späteres Leben in geringem Stande, in der glücklichen Verborgenheit zubringen, aber niemand kann uns das Bewußtsein dessen entreißen, was wir erlebt haben, niemand uns nehmen, daß wir Gottes Mitarbeiter gewesen sind in der Vollstreckung seiner Gerichte. Wenn jemand uns Haufen Goldes böte für diese Erinnerung, wir würden sie nicht Preis geben, denn wir fühlen, daß wir an derselben einen reichen Schatz der Freude zur Stärkung unseres Glaubens, zur Erholung unseres Gemüthes, zur Belebung unserer Hoffnung besitzen. Wir freuen uns der Erfahrung, einen lebendigen Gott zu haben, wir freuen uns, daß wir aus innerster Seele rühmen können: wir wissen, daß wir einen Gott haben, der Wunder thut, einen Herrn, der auch vom Tode errettet. Er ist groß in seinen Gerichten, herrlich in den Erweisungen seiner Gnade!

Aber wie groß die Freude auch ist, so bleibt sie doch mehr in der Tiefe, als daß sie auf die Oberfläche träte. Das Herz hat seine zwei Kammern: in der einen wohnt der Schmerz, in der anderen die Freude. Darum leise,

leise, meine Freude, damit der Schmerz nicht erwache mit lautem Geschrei! Der heiße Schmerz um die theuern Brüder, die mit ihrem Heldentode Gott gepriesen haben und uns nun entrissen sind, das tiefe Weh' um die Hinterbliebenen, die nach dem Vater, nach dem Gatten, nach den geliebten Söhnen vergeblich fragen, ob sie wohl gesund geblieben und heimkehren werden, — das innige Mitleid mit den verwundeten Kameraden, die auf ihrem Schmerzenslager sich winden! Darum ist unsere Freude mehr ein innerliches Genießen der Gnade des Herrn als ein lautes Jubiliren über seine Wunder. Solche Freude kann unter dem Wehen und Walten des heiligen Geistes unsere Seele reinigen. Wie könnte gemeiner Sinnenrausch uns entzücken, wo wir eine solche Freude haben, wie könnte Hohn und Spott gegen die Besiegten über unsere Lippen kommen, wo wir in tiefster Seele überzeugt sind, daß die Gnade Gottes das Beste, ja alles gethan hat; wie könnte ein Trotzen auf unsere Waffen aus solcher Freude erwachsen, wo wir davon durchdrungen sind, daß die beste Waffenrüstung ein fester Glaube und ein unbedingtes Vertrauen auf den lebendigen Gott ist! An solcher Freude hat der Herr sein Wohlgefallen. Wie rasch würden seine Blitze sich von unseren Feinden auf uns wenden, wenn wir um das goldene Kalb unseres Ruhmes den Reigentanz führten, wie würden wir an unserem Leibe seine strafende Hand fühlen müssen, wenn unsere Freude eine Schadenfreude über die Züchtigung unseres Gegners wäre! Nein! Wenn wir uns freuen, daß Gottes Gerechtigkeit sich in dem Gericht über unsere Feinde offenbart hat, so ist das Wesen unserer Freude das, daß Gottes Erbarmen uns verschont hat, und das heilige Gelübde: von ganzem Herzen uns zu dem Herrn zu bekehren, damit wir nicht gleicher Weise umkommen.

6. Ansprachen vor Metz.

Tröstet, tröstet mein Volk! Jes. 40, 1.

Pastor Schulze-Nölle aus Lütgen-Dortmund berichtet aus den Quartieren in der Gegend von Metz von zwei Gottesdiensten, die besonders durch frische Ansprachen gesegnet waren.

„Im Schloßhofe zu Corny wölbte sich eine herrliche Allee zu einem natürlichen, lebendigen Dome, von dem man, wenn bei heiterstem Wetter die Truppen aufmarschirt waren, die kräftige Militärmusik erscholl, aus vielen Kehlen die Loblieder freudig erklangen, das Evangelium verkündigt wurde und das Gebet des Herzens zum freien Himmel emporstieg, wohl sagen durfte: ‚Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!‘ An mich kam die Reihe des Predigens gleich am ersten Sonntage meiner Anwesenheit, als das Herz noch von der ersten frischen Begeisterung aufjauchzte. Mein Text war Ps. 20. ‚Im Namen unseres Gottes werfen wir Panier auf!‘ und zwar ein dreifaches: 1. Die Kriegesfahne; wir bauen nicht auf eigene Kraft, auf Feldherrn, Heer und Waffen, sondern erkennen an: mit unsrer Macht ist nichts gethan! und heben deshalb, wie am Bettage, bis zu Ende unsere Augen auf zu den Bergen, von welchen allein uns Hilfe kommt. 2. Die Siegesfahne; wir freuen uns über die herrlichen Erfolge, aber nicht in Selbstüberhebung, sondern geben Gott die Ehre, von ihm kommt Glück und Sieg. 3. Die Kreuzesfahne; diese stellen wir über alle anderen, besonders auch im Kriege. Unter dieser müssen wir als Christen allezeit ausrücken, der Christ ist vor allem ein Kriegsmann, in Rücksicht auf stetige Rüstung, auf Entbehrungen, erbitterte Feinde. Er kämpft gegen Sünde und Teufel, der alte böse Feind lauert ihm täglich auf. Der gegenwärtige äußere Kampf

mahnt ernstlich an erneuerte Nüchternheit und Wachsamkeit im täglichen geistlichen Kampfe. Denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron' des ewigen Lebens nicht davon!

Ein Stündchen vor Corny erhebt sich, eine weite Rundsicht über Metz und Umgegend bietend, der Berg St. Blaise. Auf diesem lag eine Artillerie-Abtheilung. An einem Wochentage des Morgens habe ich auf besondere Veranlassung auch hier Gottesdienst und Abendmahlsfeier im Angesichte der belagerten Festung, unter dem Festgeläute der hie und da dröhnenden Kanonen, gehalten. Ein starker Sturmwind, durch welchen der St. Blaise — Blasius — heute seinem Namen besondere Ehre machte, ersetzte das Orgelspiel, pfiff aber so heftig, daß ein Diakon deshalb mit beiden Händen die Patene bedecken mußte und so mir beistand. Altartuch und Bücher mußten mit Feldsteinen festgebannt werden. Aber weit entfernt zu stören, dienten diese hinderlichen Umstände nur dazu, die schöne Feier, an der die gesamte Mannschaft unter dem Vorgange des Hauptmanns und der übrigen Offiziere sich betheiligte, zu erhöhen. Mein Text war: Jes. 40, 9. ‚Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg; hebe deine Stimme auf mit Macht: Siehe, da ist euer Gott. Der Herr kommt gewaltiglich und sein Arm wird herrschen!‘ und ich habe, durch den besonders eigenthümlichen Standpunkt veranlaßt, hingewiesen: 1. auf den Feind vor uns. Im Kampfe mit ihm haben wir die Wahrheit dieser Worte über Bitten und Verstehen erfahren. 2. Auf die Erde zu unseren Füßen. Der erste Hinblick erinnert uns zwar an die Welt und ihre Herrlichkeit, ein tieferer Blick aber auf die rings umgebenden Schlachtfelder und Gräber von Tausenden unserer Brüder zeigt die Nichtigkeit unseres Lebens und gemahnet besonders die Krieger: Rühme dich nicht des morgenden Tages! Endlich 3. auf den Himmel über uns. ‚Siehe, da ist euer Gott.‘ ‚Unser Wandel ist im Himmel.‘ Dahin sollen wir pilgern.

Dies das letzte Ziel aller beschwerlichen Lebensmärsche. Dort der köstliche Preis aller heißen Kämpfe. ‚Hier ist unser Pilgrimstand, droben unser Vaterland!“

Solche Worte sind gleich Samenkörnern in einem Land, über das die Pflugschar hinweggezogen ist, und bei dem es nach Gottes Gnade nicht selten heißen darf: „es trug Frucht!“

---

7. Eine Christmette im Feld.

Zu Mitternacht stehe ich auf, dir zu danken! Psalm 119, 62.

Man könnte wohl staunen über eine „Mette“ — mitternächtliche Feier — im Feld in der drohendsten Nähe des Feindes, und sie war auch nur beim deutschen Soldaten möglich, der im Kriege nicht verwildern will. Er hegt die Sitten der Heimat treulich im Herzen und bringt sie, wo es thunlich, zum sorgfältigen Ausdruck. Freilich hatten die Pariser keine Ahnung davon, daß die rohen Barbaren, welche sich erfrechten, die Hauptstadt aller Weltbildung mit ehernen Armen zu umschließen, in der Christnacht dem frommen Brauch der Mitternachtsmesse huldigten.

Innerhalb der weiten Baulichkeiten des Schlosses Hachette liegt die kleine Kirche des Ortes Plessis-Piquet. Dieselbe ist von einer reichen Familie aufs freigebigste ausgestattet. Kunstvolle Gemälde, prächtige Altardecken, reich mit Gold und Silber gestickte Meßgewänder fanden sich genug vor, und es wird den heimgekehrten Bewohnern wohl zu denken gegeben haben, daß auch nicht ein Stück davon fehlte. Der einzige Schaden, den die Kirche erlitt, rührt von einer französischen Granate her, welche zwei Tage zuvor eine

Wand derselben durchschlagen hatte. Das konnte sich nun allerdings jeden Augenblick wiederholen, wie denn auch die Umgebungen des Schlosses sehr viele Spuren der schweren Marinegeschosse trugen. Da des Nachts die Franzosen die erleuchteten Fenster zur Zielscheibe nahmen, erregte die Abhaltung der Mette gewichtige Bedenken. Doch der wackere Feldpater ließ sich's nicht nehmen, den Gottesdienst wie zu Hause zu begehen. Es war ein gar seltener Anblick, als um die Mitternachtsstunde sich die Kirche trotz der vorangegangenen Strapazen mit Soldaten füllte. Auch viele Protestanten hatte die Poesie der katholischen Feier angelockt. — Die Kirche prangte im Festschmuck und hellsten Kerzenschein, auf dem Chor hatte sich eine Schar von Sängern zusammengethan, die noch Abends zuvor vom aufreibenden Vorpostendienst abgekommen waren und einige Chöre eingeübt hatten. Offiziere, Aerzte, Freiwillige, darunter ein Sänger der Münchener Hofkapelle, fanden sich zusammen, und ein wackerer Jünger der Heilkunde und der Musik spielte meisterhaft die Orgel. Nun trat der Geistliche zum Altare, von zwei Soldaten als Ministranten gefolgt. Der schwarze Vollbart, der in feldmäßiger Freiheit das ausdrucksvolle Antlitz des Priesters umrahmte, bildete den schönsten Gegensatz gegen das herrliche goldgestickte Meßgewand. — Es waren mächtige Gegensätze in diesem Gotteshaus. Zur Seite gähnte die gewaltige, von der Granate gerissene Oeffnung, durch welche die schneidende Nachtluft ungehindert strich. Am Boden lag noch auf reichgesticktem Teppich ein mächtiges Stück des geplatzten Ungethüms, und um das Bild zu vollenden, sausten während der Mette ein paar Verderben drohende Geschosse in gefährlicher Nähe vorüber. Die gehobene Stimmung der Versammelten wurde dadurch ebenso wenig gestört, als der innige Vortrag der religiösen Lieder, womit der Chor den Gottesdienst begleitete. Als die Krieger unter den letzten verhallenden Orgelakkorden die Mette und Kirche verließen, fühlten sie sich

gestärkt und nicht mehr so fremd im fremden Land; waren sie ja doch wieder so innig mit der Heimat verbunden durch diese fromme Sitte, welche zur selben Stunde Millionen im Vaterlande erbaute.

Das war eine Weihnachtsfeier, so einfach und doch so würdig, so seltsam und doch so ergreifend, wie ein hehres Gedicht in der wüsten Prosa des Kriegs: für alle eine lichte, herzerquickende Erinnerung.

---

8. Christfest der Soldaten in Straßburg.

Siehe, ich verkündige euch große Freude! Luc. 2, 10.

Hofprediger Emil Frommel in Berlin war nach der Einnahme von Straßburg Garnisonsprediger für die dort befindlichen Truppen geworden. Er erzählt uns von Weihnachten unter seinen Soldaten:

Am heiligen Abend nicht daheim zu sein, das thut weh, und man spürt so etwas in der Herzgegend; drum sagte mir auch ein ehrlicher ostfriesischer Landwehrmann nicht umsonst: „Wenn ich am heiligen Abend nicht zu Hause sein kann, dann werde ich fuu—chsweld“ und so hat er sich auch in seiner „Fuchswildheit“ des Abends in seine Kammer geschlossen und sich satt geweint. Ich aber habe mir mannhaft den Schmerz verbissen und mir einen großen, mächtigen Tannenbaum von fünfundzwanzig Fuß Höhe aus den Vogesen holen lassen. Meine Kanoniere — es waren gerade Berliner Kinder — holten ein Rad einer zerbrochenen französischen Lafette, und da hinein paßte mein Christbaum prächtig. Dann nahm ich meine Liturgiesänger, etwa fünfzig an der Zahl, die packten die Christbaumsachen aus, und

auf hohen Leitern klommen sie hinauf, gerade vor dem Grabmal des Moritz von Sachsen, das wir völlig zudeckten, und fiengen an, den Baum zu schmücken. Der Chor der Thomas-Kirche, in welcher der Baum stand, ist herrlich gebaut, und die Tanne befand sich gerade unter der Kuppel, die sich über dem Chore wölbt. Da strahlte denn der große Weihnachtsstern, die Eisernen Kreuze in Pappe, die vielen Sterne, Nüsse, Bibelsprüche, Ketten und Glaskugeln, die Körbchen; und meine Leute, Preußen und Württemberger, waren wie die Kinder vergnügt. — Da kam ein Strich durch die Rechnung, der recht fatal zu werden schien. Meine treffliche Hirschberger Capelle und ein Theil der Siebener Landwehr mußte plötzlich aufbrechen, auf Belfort zu. So nahe an Weihnachten und weiter ziehen! Da habe ich ihnen denn einen besondern Christbaum bei mir zu Hause angezündet in einem großen Gartensaal. Deß hatten sie sich nicht versehen, und als sie da die wollenen Hemden und Socken und allerhand Andenken an Straßburg fanden, da wurden sie so vergnügt, als wäre es schon Christtag und als wären sie daheim. Ich holte den Landwehrleuten noch ein paar Straßburger Kinder, denn Kinder müssen beim Weihnachtsbaum sein. Da rissen sie sich drum und nahmen die kleinen „Mußpreußen“ auf den Arm und freuten sich königlich, sangen ihnen „die Wacht am Rhein“ und „Ihr Kinderlein kommet,“ kurz, es war eine Vorfreude. Und daß sie nachgehalten hat, das ist daraus ersichtlich, daß einer mir nachstehenden Brief geschrieben:

Vor Belfort, 21. Dezember 1870.

‚Ew. Hochwürden

verzeihen mir gütigst, wenn ich Sie mit einem Brief belästige. Weß das Herz voll ist, geht der Mund über! Nehmen Sie daher die paar Worte eines einfachen Mannes gütigst an.

Als Sie uns an jenem unvergeßlichen Abend vor unserm Abmarsch die so unerwartete, unaussprechliche Freude einer an allem so reichen Weihnachtsbescherung bereiteten, waren wir alle von der großen Liebe und Theilnahme, die uns in einem fremden Lande widerfuhr, so ergriffen und gerührt, daß es uns nicht möglich war, unsern tiefgefühlten Dank gebührender Weise auszusprechen. Sie werden uns gewiß die Rathlosigkeit angesehen haben. Die Stunden, wo wir Gottes Wort aus Ihrem Munde hörten, haben unsere Herzen erweckt und gestärkt, und werden mit Gottes Hülfe nicht ohne Segen für uns bleiben. Nehmen Sie daher den schwachen, aber tiefgefühltesten Dank für alle Liebe, die Sie mir und meinen Kameraden angedeihen ließen. Gott, der Vergelter alles Guten, überschütte Sie mit seinem reichen Segen!

Ihr ergebenster ....‘

Der Brief war mir ein rechtes Weihnachtsgeschenk: mir war's manchmal, als arbeitete ich vergeblich unter den hier immer kommenden und wieder gehenden Leuten. Denn hat man einmal einem ein wenig ins Auge geschaut, da trommelt's — und es heißt: Auseinander! und ob man sich hier wiedersieht, das weiß keiner. — Ich mußte mir jetzt neue Musik und noch neue Sänger verschaffen zu meinen alten. Da fügte es sich, daß die Württemberger mit ihrer Regimentsmusik kamen, und ich griff zu und der Oberst schlug ein, und der Capellmeister auch, und wir studirten zusammen in der Sacristei der Kirche. Die Liturgie wurde gedruckt. Am heiligen Abend um 6 Uhr fieng die tiefe Glocke der Thomaskirche an zu läuten und rief die deutschen Soldaten herbei. Da kamen sie denn hereingeströmt, Parther, Elamiter und Mesopotamier — allerlei Volk aus allerlei Zungen, von oben und von unten im lieben deutschen Vaterland.

Die hohe gothische Kirche war nur matt erleuchtet, da-

mit mein Christbaum recht aus dem hohen Chore herausstrahlte. Die Regimentsmusik fieng an das „Großer Gott wir loben dich" und darnach der Chor das „O du selige, o du fröhliche," darnach die Gemeinde. So gieng's durch den Alten Bund, durch die Verheißungen bis zu Lucae am zweiten. Da hielt ich an dem „Es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde" inne, und die Musik spielte aus dem Messias von Händel jenes schöne Hirtenlied, und es war uns allen, als ob wir auf Bethlehems Aue wären und mitfeierten. Dann kam das „Ehre sei Gott in der Höhe," die Epistel mit der Vermahnung — ein kurzes Schlußwort von mir. Was ich da sagte, weiß ich jetzt fast nicht mehr zu sagen. Ich hatte alles Weh vergessen und die Heimat hinter mir, aber vor mir lag die Krippe und drinnen die unergründliche Liebe Gottes, die uns von Grundlegung der Welt an geliebt. Da zog ich hin mit meinen Soldaten, denn da ist mehr denn Vater und Mutter, denn Weib und Kind. Zuletzt sangen wir noch alle: „Laßt mich gehen" und dann gieng's hinaus unter den Klängen der mächtigen Orgel in die stille Nacht, über den knisternden Schnee nach Hause.

Am folgenden Tage Abends war die Bescherung angesetzt. Wir hatten uns die Artillerieschule von unserm lieben Oberstwachtmeister Hein erbeten: da wurden die langen Tische aufgestellt, ein neuer Christbaum geputzt und Preußen und Schwaben eingeladen. Jedem konnte ich wieder reichlich geben, dem einen dies, dem andern das, aber allen doch was Warmes ins Herz und auf den Leib. Beim Hereinkommen wurde gesungen, dann hielt ich eine Ansprache an die Leute und sagte ihnen, wie schön es sei, daß Preußen und Schwaben mit einander unter unserm Heldenkönige kämpften, aber wie es noch viel schöner wäre, wenn sie sich hier am Christbaum verbänden, dem Friedensfürsten zu dienen, den ja auch unser König lieb habe. Dann wünschte

ich ihnen einen lebendigen Weihnachtsbaum ins Herz, der nicht verdorre, an dem die Lichter nicht herunter brennen, dessen Früchte nicht angebunden wären und bloßer Goldflitter, sondern so einen recht lebendigen, der Wurzel besitze, und Licht und Leben im Leben und im Sterben habe. Darnach sangen wir wieder Quartett und die Bescherung begann. Als die Gaben besehen und versucht waren, hielt einer der Württemberger eine fein gesetzte Rede an mich, worin er im Namen der Kameraden dankte und wünschte, daß die Einigkeit, wie sie heut so schön zwischen Preußen und Württembergern in „Vorschein gekommen, auch nach dem Kriege fortblühen möge." Darauf sangen wir gleich die „Wacht am Rhein" zusammen und einer der Artilleristen ließ das Feuerwerk am Fuß des Christbaums los, da stand er denn in voller Pracht. Unser Major, der eben hereingetreten war, ließ unsern König hoch leben, da gab denn ein Lied das andere, bis auch mein Solosänger sich die Erlaubniß erbat, ein Lied allein zu singen von „Glaube, Liebe, Hoffnung," was er denn auch unter wohlverdientem Beifall durchführte.

Der Baum stand aber noch mit all seinem Flitter und Leckerbissen, die wollten wir noch theilen und nun wurden Räthsel gegeben, wie sie jeder wußte, ernst und heiter, mit und ohne Witze, nordische und schwäbische. Da gab zum Exempel einer das Räthsel: „Was ist süßer als Honig, und stärker als ein Löwe?" Ein bibelfester Württemberger im Hintergrunde rief bald: „O dös isch jo em Simson sein Räthsel." Aber der Preuße wollte nicht weich geben. Da riethen sie denn allerhand, aber keiner kam darauf, trotzdem daß einer „die Liebe" gerathen hatte. „Nein," sagte der ehrliche Landwehrmann, „das ist — der Schlaf; denn wenn man recht müde ist, da ist doch der Schlaf das süßeste und da is der Honig gar nischt gegen." Da lachten denn alle ob dem Lobpreiser des Schlafes. Aber — stärker als der Löwe?

Da rief ein Schwabe: „der Glaube!“ Das war gewiß schön nnd er bekam auch was vom Christbaum dafür, aber es sollte „der Tod“ heißen, weil die Löwen auch sterben müßten. Kurz, ich könnte noch manches erzählen von all den wundersamen Räthseln, die da zum Vorschein kamen. Zuletzt betete ich noch einen Abendsegen mit den Leuten und wir sangen: „Unsern Ausgang segne Gott“ — drei Stunden waren verflogen, wir wußten nicht, wie?

Diese schönen Abende, an denen ich im ganzen etwa 120 Leuten bescheren und außerdem noch der Regimentsmusik ein Geschenk machen konnte, verdanke ich und meine Soldaten mit mir namentlich den lieben Berlinern, die so freundlich die Hand dazu aufgethan. Es werden uns allen diese Tage unvergeßlich bleiben.

---

9. Weihnachten im Felde.

Ich will Israel sein, wie eine grünende Tanne; an mir soll man deine Frucht finden!
Hosea 14, 9.

Diakonus Karl Hofmann aus Colditz, Feldprediger beim 12. Armeecorps, gibt in seiner Schrift: „Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg“ eine überaus anschauliche Schilderung von Weihnachten vor Paris in einem Brief, den wir unverkürzt folgen lassen:

Pomponne, am 5. Januar 1871.

Das Weihnachtsfest habe ich noch in Claye gefeiert, oder vielmehr feiern helfen. Weihnachten im Felde! Ach! für einzelne war's recht traurig. Haben's doch viele auf strengem Vorpostendienste oder bei der beschwerlichen

Nachtarbeit in den Batterien, die gerade um Weihnachten errichtet wurden, zugebracht. Ein anderer saß einsam in seinem matt erleuchteten Quartiere, trauernd um seinen liebsten Kameraden, den er in diesem Kriege verloren, oder um die fernen Lieben, die, wie der eröffnete Brief ihm meldet, heimgegangen waren, ohne daß er ihnen das brechende Auge mit eigner Hand hätte zudrücken können. Und dort jene armen vierzigjährigen Landwehrmänner aus dem Pommerlande! Gerade am Christabende, wo es schneidend kalt war, trafen sie in Claye ein. Mit Mühe nur fanden sie nach langem Warten und Suchen eine öde, kalte und schmutzige Wohnung, vielleicht gar nur ein stallähnliches Gebäude zum Aufenthalt während der heiligen Nacht. Den einen und anderen haben unsere in Claye stationirten Schützen aufgenommen in ihren überfüllten, aber warmen und reinlichen Wohnungen und sich bemüht, sie die Wehmuth vergessen zu lassen, welche heute ihr Herz bewegt bei der Erinnerung an den heimischen Herd, den sie vor kurzem verlassen. Seht dort jenen bärtigen Kriegsmann! Er schaut hinauf zu einem weihnächtlich erhellten Fenster, eine Thräne hängt an seinem Auge: aus dieser Thräne leuchtet der ganze Schmerz, der sich mit der diesmaligen Weihnachtsfeier verbinden mußte. — Aber doch war für die große Mehrzahl der Krieger Weihnacht auch diesmal ein Freudenfest, und man rüstete sich lange vorher, es zu einem solchen zu machen. Die Parks der französischen Großen sind um manchen schönen Baumschmuck ärmer geworden. Ich sah Christbäume, dergleichen unsere heimischen Wälder nicht aufzuweisen vermögen. Aber keiner war mir so lieb, und keiner hat so viel Rührung und Freude erregt, als das Bäumchen, das mir samt einem Stollen und Pfefferkuchen aus dem Sachsenlande zugesendet ward. Von unbekannter Hand ward es mir geschickt, und ich drücke dieselbe im Geiste mit innigem Danke. Wohl zwanzig mal hat das Bäumchen zu Bescherungen dienen

müssen, in Claye, in Torcy, in Vaujour, in Juily, bei Gesunden und Kranken.

Der heilige Abend vereinigte ½6 Uhr die Gesunden in der Kirche zu Claye. Der Geistliche des Ortes, der treffliche Abbé Pecnard, hatte uns zehn große Wachskerzen zur Erleuchtung des Altars überlassen. Ringsum an den Wänden waren, eingefaßt von Fichtenzweigen, Lichter angebracht. Auch der Kronleuchter in der Mitte mit seinen funkelnden Krystallgläsern war hell erleuchtet. Auf dem Altarplatze erhob sich ein schöner hoher Christbaum, der durch Schwester Mathildens Hand mit künstlichen Blumen geschmückt war. Durch die Zweige schlang sich ein langes Band von starkem, weißem Papiere, auf welchem in bunten und goldenen Buchstaben der Weihnachtsgesang der Engel angebracht war. Die einfache Feier, deren liturgischer Theil, besonders durch den Sologesang der Dresdener Schwestern geziert war, während Pastor Schelle auf Grund des Weihnachts-Evangeliums die Predigt hielt, wurde für die in großer Masse Versammelten zu einer erhebenden Erquickung. — Auch in den Häusern sah ich die gesunden Krieger unter einander Weihnachten halten, die Offiziere in ihrem Versammlungslocal, dem „cheval blanc," die anderen in ihren Quartieren. Hier und da, wo mir der Lichterglanz eines Festbäumchens aus einem Hause entgegenleuchtete, trat ich ein, um eine kleine Weile mit zu feiern. Dabei vertheilte ich kleine Neue Testamente, auf deren erster Seite ich einen Spruch aus der Schrift und die Bemerkung geschrieben hatte: „Zur Erinnerung an Weihnachten 1870. Claye, während der Belagerung von Paris."

Aber wie stand's mit den armen Kranken auf ihrem Schmerzenslager? Auch sie feierten allzumal mit. Allen wurde beschert. Der internationale Verein hatte seine milde Hand weit geöffnet. Anständige Summen waren gespendet worden. So waren die Weihnachtstische stattlich gedeckt.

Lieblich strahlten über die Betten der Leidenden hin die Lichter des Christbaums. Die alten Weihnachtslieder erklangen: O du fröhliche, o du selige! und: Stille Nacht, heilige Nacht! Wie da auf manchem bleichen und matten Antlitz die Freude sich malte, wie da die Herzen aller ergriffen wurden! — Auch einige kranke Franzmänner, die in einer meiner Stationen lagen, zog ich mit herein in die allgemeine Christenfreude. Einer derselben, ein bejahrter Mann mit graumelirtem Haar und Bart, weinte helle Thränen und drückte Schwester Wilhelminen, die die Bescherung arrangirte und den Gesang leitete, und mir, der ich mit einigen französischen Worten die Kranken begrüßte, wiederholt die Hand, indem er mit herzlichem Nachdruck betheuerte, er werde sich die ihm bescherten Sachen aufheben und sie vererben auf Kinder und Kindeskinder und werde allen seinen Verwandten und Mitbürgern in Rouen, wenn er heimkäme, erzählen, was die Deutschen ihm und seinen Landsleuten für ein excellentes Fête de Noël bereitet. Er werde es nie vergessen, in seinem ganzen Leben nicht! — Dann nahm er eine von den bescherten Cigarren und rauchte so feierlich, als wäre es die feinste Havanna.

Und nun tretet mit herein in die Pfarrei des Divisionspredigers. Es ist Donnerstag nach Weihnachten, Nachmittags 5 Uhr. Wie sich das drängt vor der Thür, in der Hausflur, im Vorsaal bis hin zu jenem hellerleuchteten Saale! Franzosen sind's jeglichen Alters, von dem lallenden Säugling auf dem Arme der Mutter an bis hinauf zu dem gebückten, auf Krücken gestützten Greis. In der Hauptstube, wohin alles drängt und schaut, steht in der Mitte auf einem weißgedeckten Tische ein reichbeladener Weihnachtsbaum. Rings an den Wänden ziehen sich lange Tafeln, die überfüllt sind von wohlgeordneten Geschenken. Auf jedem Platze liegt ein Zettelchen mit einem französischen Namen. Aerzte, Offiziere, Johanniter, Chefs des internationalen Depots,

Pfleger und Pflegerinnen, deren Bemühungen und Freigebigkeit das ganze Fest zu danken war, haben sich eingefunden, und mustern die bunte Ausstattung. Der eifrige Pfarrer ruft die eingeladenen Knaben und Mädchen aus der Zahl der versammelten Franzosen auf und weist einem jeden seinen Platz an. Und da stehen sie nun, 35 französische Kinder von 4 bis 14 Jahren. Alle sind heiter und voll eigenthümlich fröhlicher Spannung, aber alle tragen mit wenig Ausnahmen das Gepräge großer Armut, zum Theil sogar des Elendes. Und dies Gepräge vermochte auch nicht verwischt zu werden durch die Sauberkeit, mit der sich namentlich die eingeladenen Mägdlein zu putzen versucht hatten. Auch für zwei Greise und zwei Greisinnen war der Tisch mit gedeckt. Jene standen sprachlos vor dem Lichterglanze; diese waren nicht erschienen. „Elles schlofen," erklärte bedeutsam der Geistliche.

Als alles versammelt und in Ordnung aufgestellt war, sangen wir einen Vers aus einem deutschen Weihnachtsliede. Darnach sprach Schelle deutsch zu den Anwesenden, den Zweck der Feier erklärend, und fügte einige französische Worte hinzu, anknüpfend an das vorgelesene Weihnachtsevangelium. Auch ich ließ mich dann in einer französischen Ansprache hören, worin ich die deutsche Weihnachtsfeier, ihren Lichterglanz und ihre Geschenke erklärte und zur Nachahmung empfahl. Der Schluß der Anrede lautete: Voilà donc, mes petits citoyens de Claye, voyez les lumières et jouissez! Voyez les présents, que nous vous avons offerts et prenez-les avec plaisir! Prenez pour souvenir de vos ennemis, qui vous aiment; prenez pour souvenir de la Fête de Noël, que vous avez célébrée avec nous dans la grande guerre de l'an 1870; prenez pour souvenir de l'amour du bon Dieu, qui a voulu, que tous les hommes, grands et petits, vieillards et enfants, sont heureux par son fils Jésus Christ, heureux

dans ce monde et dans l'éternité. Ce bon Dieu, le père de notre Sauveur, vous protège et bénisse toujours! Hierauf ergriff, natürlich in feinerem Französisch, als wir Deutschen, der Geistliche das Wort und gab der Freude und dem Danke Ausdruck, die sein Herz und das Herz seiner kleinen armen Herde erfüllte. Daran fügte er einige väterliche Mahnungen für die Kinder und sprach schließlich die Hoffnung aus, daß nach Beendigung dieser Trübsalszeit die leider jetzt durch den Krieg getrennten Völker einander in ersprießlichem Zusammenwirken als wahre Freunde beglücken möchten, wie heute! Zum Schluß sangen wir noch einen deutschen Liedervers. — Dann wurde das bis dahin ruhige Bild lebendig und immer lebendiger. Jedes Kind wandte sich vor allem den bescherten Sachen zu. Da gab's wollene Jäckchen und Schälchen, warme Schuhe und Sabots, Kapuzen, Strümpfe und Handschuhe, wollene und seidene Tücher, Messer, Schiefertafeln, Nadelbüchsen, Schreibmappen, Bleistifte, Schieferstifte, Tassen, Bilderbogen, Pfeifen, Pfefferkuchen und anderes. Der Militärbäcker hatte sehr appetitlich aussehende große Butterzöpfe geliefert, welche kleinen Stollen gliechen. Auch an die kleinsten Kinder, die uneingeladen nachträglich auf den Armen ihrer Mütter zur Bescherung sich meldeten, wurden außer den reifen Früchten des Christbaums Spielereien vertheilt. Von der britischen Bibelgesellschaft waren französische Neue Testamente und einzelne Evangelien oder Episteln in hübschen Bändchen zu dieser Bescherung geliefert; zum feierlichen Abschluß war von den Schwestern eine gute Chocolade in einem mächtigen Kessel gekocht worden. Diese wurde an alle Franzosen, die sich eingefunden, an Kleine und Große vertheilt. Gesättigt und hocherfreut zog der seltsame Schwarm, dankend und grüßend von dannen, die Geschenke in bunter Verwirrung in den ängstlich festgehaltenen Schürzen tragend, während die Kleineren sie ihren Eltern übergaben. Kein

Krümelchen blieb auf den geleerten Tischen zurück. Möchte doch durch dieses Fest ein Freudenstrahl der göttlichen Liebe in die Herzen dieser Elenden eingedrungen sein und in ihnen wirken Früchte neuen und ewigen Lebens!

Zur Vervollständigung des Bildes von Weihnachten im Felde wollen wir eine kleine Reise von Pomponne über Brou, Chelles, Montfermeil, Clichy nach Livry machen. Dort hausen am Eingange des Dorfes, nach le Vert galant zu, gegenwärtig zwei Onkel von mir, Brüder meiner Mutter. Beide sind Kriegsmänner nach der Weise des alten Frundsberg, Soldaten vom Scheitel bis zur Sohle. Der ältere steht in Livry, als Kommandant eines Sanitätsdetachements. Der jüngere liegt dort als Schwerverwundeter. Er ist bei dem nächtlichen Ueberfall von Etrépagny in der Hüfte verwundet, von einer belgischen Ambulance im Felde gefunden und in die vom Feinde besetzte Stadt zurückgebracht worden. Wie einen gefangenen Löwen haben ihn die neugierigen Feinde, Mann und Weib, Blusenmann und Bourgeois, Franctireur und Liniensoldat, aufgesucht und angeschaut. Später ward er aus der Gefangenschaft befreit durch die Wiedereinnahme der Stadt. Seine Weihnachtsfreude war, daß ihn der Bruder zu sich holte. Wie war er froh, jetzt in seiner hilflosen Lage unter Kameraden und Verwandten zu sein! Unsere Kanonen dröhnten gerade sehr stark, als ich ihn besuchte. Aber dieses Gedröhn war ihm eine liebliche Musik. Hatte er doch selbst mitgearbeitet an den Befestigungswerken von Aulnay und Sèvran, hatte manche schwere Stunde in aufregender Erwartung des ausbrechenden Feindes vor Paris gelegen und lange vergeblich das nun beginnende Bombardement ersehnt, ehe er nach Norden abgerufen ward. — Doch nun kommt mit mir in den Park vor dem Hause. Da steht fast in der Mitte eine herrliche Edeltanne. Diese war zum Weihnachtsabend in einen reichgeschmückten Christbaum verwandelt worden; so

wie sie war, ohne ihr den geringsten Schaden zuzufügen, stehend in der Erde. Ringsum im Hintergrunde waren bunte Papierlaternen angebracht, die, mit ihrem matten Lichte geheimnißvoll dreinschauend, den Strahl der Christbaumlichter nur erhöhten. Hinter einem Lorbeergebüsch befand sich die Militärmusik, hinter einem andern waren Kessel über wohlgenährten Feuerherden aufgestellt, um einen festlichen Punsch zu brauen. Als die Lichter des Baumes und die Laternen angezündet waren, öffneten sich die bis dahin geschlossenen, nach der Straße zuführenden Thore, und unter den Klängen des Chorals: Ein' feste Burg ist unser Gott! marschirte, den graubärtigen Kommandanten an der Spitze, das Sanitätsdetachement herein, gefolgt von Soldaten aller Truppengattungen, die am Orte waren, oder zufällig vorübergiengen. Auch die zurückgebliebenen wenigen französischen Einwohner drängten sich mit zu der außerordentlichen Feier. Der Baum brannte bei völliger Windstille wundervoll fast eine Stunde lang, bis ein abendlicher Luftzug die meisten Lichter verlöschte. Mein Oheim versammelte seine Schar um den Baum und hielt eine kurze und herzliche Ansprache. Dann stimmte die Musik den Choral an: Nun danket alle Gott! und die Festversammlung, zu der eine Menge Offiziere sich eingefunden, fiel andächtig ein mit kräftigem Gesange. Die einfach schöne Feier hat auf alle Betheiligten einen mächtigen Eindruck gemacht.

Aber auch die Natur feierte ihr Weihnachtsfest. Winterlandschaften bei Sonnenuntergang sind immer schön; aber schöner sah ich sie nie, als an einem der Weihnachtsfeiertage. Der geröthete Abendhimmel lockte mich auf einen Hügel vor Claye. Unter mir liegt ein Bild der Verwüstung und des Krieges, Steingeröll und Mauertrümmer, zerbrochene Wagen und Möbel, ungeordnete Holz- und Strohhaufen. Dort vor dem Wagenpark an der Brücke des

Marnekanals wandelt, das Gewehr in der Hand, ein Wachtposten; es ist einer der Schützen, die als Wache nach Claye commandirt sind, es ist ein junger, lieber Freund unsres Hauses; die Freude über die gelungene Weihnachtsfeier, die er seinen sechs Stubengenossen bereitet, versüßt ihm die langweiligen Stunden des Wachestehens. Er ahnt nicht, daß ich ihm morgen die Trauerkunde zu bringen habe, daß sein treffliches Mütterlein in dem fernen Vaterlande heimgegangen ist aus dieser Welt des Krieges in die Welt des ewigen Friedens. Winterlicher Nebeldunst liegt über Claye und den dahinter emporragenden Weinbergen und bewaldeten Höhen, die Paris den suchenden Blicken verbergen. Die Sonne geht unter in großer Majestät. Ein langer goldener feuerdurchglühter See liegt da drüben, begrenzt von einem schnurgeraden dunkeln Wolkenufer, darüber erheben sich die durchleuchteten Abenddünste wie eine brennende Prairie. An der Stelle, wo die Sonne unter die Wolken versank, schießen mächtige weißgoldene Strahlen aus rother Glut hoch empor, allmählich im Abendhimmel verschwindend. Und drüber hin lagern sich Wolkenmassen, rothbeleuchtet mit goldenen Rändern, die, oft ihre Gestalt wechselnd, der Phantasie Spielraum gewähren zur Darstellung erhabener Gebilde. In die Kniee gesunken erscheint dort ein hehres Weib: die aufgelösten goldenen Haare hängen lang über die rosigen Schultern herab; vor das Antlitz preßt sie die im Jammer verschlungenen Hände; Wolke an Wolke, wie erschlagene Kinder, liegt es zu ihren Füßen. Dort drüben durchwandelt die glühende Wolkenbahn ein mächtiger, vorwärts stürmender Held. Blitze entsprühen dem schönen Auge; eine zuckende Flamme ist das gewaltige Schwert; siegend und Friede fordernd eilt er dahin, gefolgt von zahllosen Scharen, die fahl und hohlwangig, ein gräßlicher Anblick, Erinnyen gleich, Schlangenpeitschen schwingen über die große Stadt Paris. Ein Heldengreis taucht dort empor. Auf dem köstlichen, wallen-

den Mantel glänzt in Gold gestickt die glorreiche Geschichte langer Jahrhunderte: drohend hebt er und mahnend die zitternde Hand gegen den Mittag von Frankreich; den entblätterten Lorbeer reißt er vom weißlockigen Haupte und wirft ihn trauernd zur Erde. Jetzt aber malt sich in den Wolkengebilden eine herrliche Jünglingsgestalt. Rosig und goldbesäumt sind ihm Gesicht und Füße und Kleid; Freude verkündet sein leuchtendes Auge. In der Linken hält er eine goldene, brillantenbesetzte Krone, und senkt sie langsam nieder, als wüßte er ein Haupt, das krönend er schmücken will. Die Rechte aber trägt einen mächtigen Palmenzweig. Und als er den Zweig wie grüßend erhebt, erscheinen ringsum am Himmel kleine wollige Wölkchen, rothgolden und weißgrau, geschmückt mit Krönlein und Flügeln. Die Farben oft ändernd, tauchen sie auf und unter im Abendhimmel. Welch eine Pracht! Engel Gottes ringsum! und ich höre es wieder, was den Hirten gesungen ward: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

---

10. Das Abendmahl des Herrn.

Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde! Psalm 23, 5.

In einem der schönen Beichtgebete Friedrich Wilhelms IV. die man, von seiner Hand geschrieben, nach seinem Tode in seiner Bibel vorgefunden, finden sich die schönen Worte: „Sammle mein Gemüth in eine heilige Stille und laß mich zum Nachtmahl gehen, als gieng es zum Sterben, und laß meinen Lauf einst enden, als gieng ich zum Nachtmahl des Herrn." — Diese schöne Anleitung zu einem

rechten Abendmahlsgang kann nirgends leichter als während des Kriegs befolgt werden, in welchem so viele Tausende freilich das letzte Abendmahl auf Erden gefeiert haben und nun schon dem ewigen Abendmahl zugeeilt sind. — Wie groß der Hunger und Durst nach diesem Mahle angesichts des Todes gewesen, davon erzählt uns Pastor Stutzer in seinem Volksblatt einen ergreifenden Fall. Er berichtet, wie er nach Nanzig hineinfuhr, einem irdischen Paradiese, in dem sich freilich der Schlangen irdischer Lust und Sünde nicht wenige finden, und fährt dann fort:

„Kaum war ich aus dem Wagen getreten und sah mich in der großen Bahnhofshalle um, als ein höherer Offizier auf mich zugelaufen kam und in größter Aufregung mich fragte: ‚Sind Sie evangelischer Geistlicher?‘ Auf meine Bejahung zog er mich gleich zehn Schritte weiter. ‚Haben Sie Zeit oder sind Sie commandirt?‘ fragte er in Hast. Ich antwortete ihm, ich hätte Zeit und suchte Landsleute auf; ich könne mich ihm für den Tag ganz zur Verfügung geben. Da stellte er sich mir als den Etappencommandanten vor und bat mich, doch sogleich in ein nahegelegenes Typhus-Lazaret zu gehen. Der Lazaretgeistliche sei krank, und es verlangten viele zum Tode Kranke nach dem heiligen Abendmahle. Er habe schon seit gestern Mittag jeden Zug untersucht, ob er nicht eines evangelischen Geistlichen habhaft werden könne; unterdessen seien schon mehrere gestorben, es sei ihm fürchterlich, daß ihr letzter Wunsch nicht habe erfüllt werden können. Ich rief ihm noch zu, nicht der unverschuldete Mangel schade der Seele, sondern nur die Verachtung des heiligen Sacramentes; und eilte dann, von einem bayerischen Landwehrmanne begleitet, zu dem sehr großen Krankenhause. Ein junger Johanniterritter aus Westpreußen war sehr erfreut, mich zu den Kranken führen zu können. Ehe wir in den ersten Saal eintraten, entfernte er sich und kehrte mit einem Kelch voll

Wein und mit einem Teller wieder, auf welchem Semmelbrocken, in kleine Stückchen geschnitten, lagen, — Hostien gab es nicht. Er erbot sich, die Dienste eines Kirchendieners zu versehen; mir aber giengs vor Freude heiß und kalt über, solch ein Verlangen nach dem heiligen Mahle zu finden und solch eine Liebe bei Soldaten und Rittern, den Schmachtenden zu helfen. So traten wir in den ersten Saal. Es mochten etwa dreißig Betten in dem großen, luftigen Raume stehen. Alle waren belegt. Eine Schar barfüßiger Carmeliter hatte den Dienst. Verwundert schauten sie sich um. Da war kein Meßgewand, keine Hostienschale, kein Tisch mit Lichtern, — und doch erkannten sie wohl auf den ersten Blick, was geschehen sollte. Ich werde das Erstaunen auf den Mönchsgesichtern nicht vergessen. Ich hätte wohl auch viel lieber im Ornat und mit den andern einfachen, und darum so wahren, Vorkehrungen unsrer lutherischen Kirche den Leib und das Blut des Herrn gespendet. Aber die Hauptsache fehlte ja nicht, nemlich Gottes Wort und der Glaube an diese Worte: ‚für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden.' — So giengs von Saal zu Saal. In den meisten waren Kranke, die nach dem heiligen Mahl verlangten, und hie und da auch einer, der erst vor wenigen Tagen das Sakrament empfangen hatte, nun aber doch wieder beichtete zur Vergebung der Sünden. . . . Nur einem, der am Morgen früh noch nach dem heiligen Nachtmahl verlangt hatte, konnte es nicht mehr gereicht werden. Die Engel hatten schon ihre Hände ausgestreckt nach seiner Seele."

Und wie beim Ausmarsch und in den Lazareten, so war's auch unter dem Kanonendonner. „Der Ernst des göttlichen Wortes und der Ernst unserer Lage, schrieben die württembergischen Feldprediger nach Hause, verbinden sich, um den Gottesdiensten etwas überaus Ergreifendes zu verleihen." — „Keine trefflichere Beihilfe zu einer gründlichen

Abendmahlsvorbereitung, sagt ein anderer aus Norddeutschland, als das Dröhnen der feindlichen Festungsgeschütze und das Sausen der Granaten. So geschah es einmal, daß sich eine Schar Abendmahlsgäste etwas unvorsichtig in größerer Zahl vor dem Rande eines Waldes sammelte, und hier, vom Feinde bemerkt, einige eiserne Grüße empfieng. Es wurde um so stiller in den Herzen der Schar, die sich nun tiefer in das Dunkel des Waldes zurückzog, und ich habe nie eine andächtigere Abendmahlsgemeinde gehabt."

---

11. Ein Feldgottesdienst ohne Predigt.

Lehret und ermahnet euch selbst mit
Psalmen und Lobgesängen! Kol. 3, 16.

„Kommen Sie," sprach eines Morgens ein Sergeant meiner Kompagnie zu mir, „wir wollen noch einmal zusammen einen Choral singen; mir ist es, als ob es heute wieder etwas zu thun gäbe!"

Es war gerade Sonntag. Wir begaben uns in die bis dahin noch ziemlich unbeschädigt gebliebene katholische Kirche des Dorfes Baviliers, drei Kilometer, nach unserer Rechnung also ¾ Stunden, von Belfort gelegen und der Nähe gemäß den feindlichen Granaten und Bomben ausgesetzt. In der Kirche befand sich ein Harmonium, wie ich dieses neben der Orgel fast in allen katholischen Kirchen vorgefunden habe. Ich öffnete dasselbe und fieng an zu spielen. Es dauerte nicht lange, so waren eine Menge Kameraden da, welche auf den Ton des Harmoniums ihre hart an der Kirche gelegenen Quartiere verlassen hatten und herbeigeströmt waren. Da sangen wir denn miteinander alle Choräle, welche ich aus dem Kopfe begleiten konnte. —

O wie voll und ergreifend ertönte das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott," und mit welcher Andacht wurde gesungen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!" Ja, der rauhe Krieger hat auch ein Herz und wenn es die Umstände erlauben, gibt er sich gerne der Andacht hin. — Man wollte mich gar nicht wieder vom Harmonium fortlassen, bis sich endlich ein Schullehrer, den der Krieg auch unter die Waffen gerufen hatte, erbot, mich abzulösen. Es kamen immer andere Kameraden, welche zur Ehre Gottes mit einstimmten, und so wurde fast den ganzen Vormittag in der Kirche gesungen. — Was der Sergeant vermuthet, traf am Abend wirklich ein. Schon am Nachmittag sammelten sich einige Trupps in den vorgeschobenen Feldschanzen, und gegen Abend wurde vom Feinde ein Ausfall versucht und in Folge dessen das arme Dorf Vaviliers einmal wieder mit soviel Granaten und Bomben überschüttet, daß einem Hören und Sehen vergieng. Was von Soldaten in Reserve stand, kam nicht an das Tageslicht, sondern blieb ruhig in den gut verbarricadirten Kellern. Der Feind wurde erst spät Abends gezwungen, sich in seine Kasematten zurückzuziehen. Auf unserer Seite war der Verlust nicht groß; ob einer von den Sängern aus der Kirche gefallen, weiß ich nicht.

Heute noch meinte ein Kamerad, der mit dabeigewesen, als ich ihn daran erinnerte: „Wissen Sie, an jenem Abend konnte man wirklich beten lernen."

W. Schneider im Christl. Volksblatt von Stutzer 1871.

---

12. Unsere Lieder.

Aber deine Tröstungen ergötzten meine Seele. Psalm 94, 19.

Welch einen Schatz unsere evangelische Kirche in ihren Liedern hat, ist wohl überall im Felde dem sorgsamen

Beobachter klar geworden. — Beim Ausbruch des Krieges waren in einem großen Saale einer deutschen Stadt wohl an 3000 Menschen in einem Concerte, das für vaterländische Zwecke gegeben ward. Es wurden vaterländische Weisen gespielt und die Zuhörer stimmten immer begeistert ein. Schon einige male hatte sich in den Pausen der Ruf hören lassen: Pariser Einzugsmarsch! Gegen das Ende nahm das Rufen immer mehr zu, ja einer gieng zum Musikdirigenten und bat in aller Namen. Der Dirigent nickt. Alles ist gespannt, als er den Taktstock erhebt und aufschlägt. — Voll setzen die Musiker ein, — und feierlich braust der Choral: ‚Ein feste Burg ist unser Gott!‘ durch den Saal! Eine tiefe Stille herrschte; mitzusingen hat keiner gewagt, aber eine Thräne stand in manchem Auge, und es war wohl keiner, der's nicht mit dem wackern Dirigenten fühlte: das ist der rechte Pariser Einzugsmarsch!

In Neu-Torney bei Stettin, wo einige Diakonissen kranke Franzosen pflegten, war ein Elsäßer von schwerem Typhus genesen. Als man ihm ein Neues Testament schenken wollte, erklärte er, er habe sich eins irgendwo gekauft, und es lag unter seinem Kopfkissen. Dagegen möchte er ein Buch haben, worin das Lied stände: „Mein Heiland nimmt die Sünder an!“ Er bekam ein Gesangbuch und hatte eine große Freude daran.

Lazaretprediger Bott aus Altenkirchen berichtet aus seiner Seelsorge bei Metz: „Eines Morgens fand ich in einem meiner Zelte eine große Anzahl schwer Verwundeter, darunter viele Amputirte, noch vom 16. August her; dieselben sollten nach einigem Aufenthalte in Novéant nach Deutschland transportirt werden. Nachdem ich Andachten mit ihnen gehalten und dann über Zweck und Segen der Trübsal noch einige Worte mit ihnen geredet hatte, sagte mir ein Soldat: ‚Ja, Herr Pastor, in der Trübsal merkt man erst recht auf Gottes Wort; die Lieder und Sprüche,

welche man in der Schule gelernt, werden einem jetzt wieder neu, klar, lieb und werth.' Als ich ermunternd sagte: ,Wenn ihr auch theilweise Arme und Beine verloren habt, verlassen werdet ihr doch nicht sein, wenn ihr euch an den Herrn haltet, er kann euch weiter helfen, hat er doch viel Mittel und Wege!' — da fieng ein Soldat in einfach ergreifender Weise den Vers an zu recitiren: ,Weg' hat Er allerwegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht.' — Ein Soldat, der auch bereits in die Ewigkeit abberufen ist, pflegte sowohl bei der Abendmahlsfeier als auch später bei meinen Besuchen und nach dem von mir gesprochenen Gebete immer andächtig zu flehen: ,Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.' — Tröstend und ermunternd konnte ich nach seinem Tode seinen Angehörigen schreiben ,vom guten Ende.' — Bei Gelegenheit eines Begräbnisses trat der Oberst-Lieutenant v. M. zu mir und sagte: ,Herr Prediger, nicht wahr, wir singen einige Verse an dem Grabe? Das Lied: O Haupt voll Blut und Wunden, dürfte ja wohl passend sein.' Oefters stimmte ich nun an den Gräbern Lieder an, und die Mannschaften sangen jedesmal kräftig mit."

Divisionsprediger Kabelbach erzählt von einem schwerverwundeten Schlesier, dem durch einen Schuß in die Brust zwei Rippen verletzt und die Lunge durchbohrt war. Mit Freuden ergriff er die Hand des Geistlichen, als dieser ihn zum erstenmal besuchte und dankte Gott, daß er nicht ohne geistliche Stärkung sterben werde. Als nach 6—7wöchentlichem Kämpfen sein Todestag eintrat, antwortete er seinem Seelsorger auf die Frage, ob er noch etwas an die Seinen zu bestellen hätte, mit mühsam keuchender Stimme: Meinen — letzten — Gruß — meiner Frau — und meinen — Kindern! — Gottes — Segen — über sie! — Schreiben — Sie — an den — Pastor, — er — soll — zum — Gedächtniß — in der — Kirche — singen — lassen: Jesu,

— deine — tiefen — Wunden, — deine Qual, — dein — bittrer — Tod!“ Da versagte ihm die Stimme; nach diesen letzten Worten war er bald erlöst!

Divisionsprediger Rogge schreibt im Blick auf solche Erinnerungen an die Sprüche und Lieder der Jugend: „Sollte es gelingen, den Religionsunterricht aus der Schule zu verbannen, dann werden Lieder wie das: „Befiehl du deine Wege!“ und Worte wie das: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen!“ nicht mehr eine solche Macht über die Herzen ausüben, wie sie's im letzten Krieg an Tausenden von Leidensstätten gethan haben. Dann werden unsere Soldaten nicht mehr so freudig bewegt in die alten wohlbekannten Sprüche und Liederverse einstimmen, die ihnen oft wie Liebesgrüße ihres Gottes klangen, und über denen „Seel und Gebein fröhlich und dankbar wurde.“

---

13. Das Fluchen.

Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten. Gal. 6, 7.

Beim Propheten sagt einmal Gott, um seine barmherzige Langmuth zu rühmen: Ich bin Gott und nicht ein Mensch! In manchen Stücken setzen die Menschen allerdings seine göttliche Langmuth auf eine gewaltige Probe. Dahin rechne ich das Fluchen. Trotzdem, daß das Kriegsgetöse für manche draußen zu einer Bußglocke geworden ist und die Gottesdienste fleißig besucht wurden, blieb eben auch diese tiefeingewurzelte Sünde bei vielen. Eines Tags rief ein Kamerad dem andern zu: „Du, heute um zwei Uhr ist Gottesdienst!“ Darauf beginnt der andere mit einem herzhaften Fluch: „...... jetzt kann ich diesmal wieder nicht

hin; ich habe Dienst!“ Und das lassen sich nun Hunderte wohl gefallen; man thut, als hörte man's nicht, oder hört's, als thäte es nichts. Wie Giesebrecht einmal von den Geistlichen des Bischofs Megingaud von Eichstätt erzählt. Sie hatten ihrem Bischof, dem das Fluchen zur andern Natur geworden war, bei einer Reise nach Italien die Erlaubniß ertheilt, hundertmal fluchen zu dürfen. Als er aber mit dem ersten Hundert bald am Rande war, bewilligten sie ihm auf seine Bitte noch einmal hundert Flüche. Was kann man dazu sagen? „Das thust du, und Ich schweige; da meinest du, Ich werde sein gleich wie du. Aber Ich will dich strafen und will dirs unter Augen stellen!“ Psalm 50, 21.

Wir können noch ein Besseres dazu sagen. Ein Soldat aus Württemberg war bis zum Ausbruch des Kriegs ein roher, gottloser Mensch. Er kam nach Belfort und hier unter einen preußischen Offizier zu stehen. Dieser Offizier imponirte ihn durch seine Tüchtigkeit. Nur stieß der Soldat sich an seiner Frömmigkeit; bald meinte er, was der Offizier sage, seien eben fromme Redensarten, bald, es sei ihm nicht Ernst, er sei wohl ein Heuchler. Aber die Sache ließ ihm keine Ruhe. Auf einmal kam ihm der Gedanke: wenn der Offizier nicht flucht, so ist er fromm. Er gab genau Achtung. Oft, wenn seine Kameraden sich ungeschickt anstellten, etwas im Diensteifer nachließen, dachte der Soldat: Jetzt muß er fluchen, es hilft nichts! Allein der Offizier fluchte nicht, sondern blieb ruhig und ermahnte seine Leute mit Ernst und Liebe. Das machte den tiefsten Eindruck auf ihn. Als er nun aus dem Krieg heimkehrte, sagte er: Wenn solche Offiziere fromm sind, so ist es auch für mich keine Schande, fromm zu sein. — Wir wollen hoffen, daß es blieb; und dann sagen wir vielen: folgt ihm nach!

14. Der kranke Musketier.

Ich der Herr kann das Herz ergründen! Jerem. 17, 10.

Unteroffizier Herper vom Landwehrregiment 24 schreibt aus Chalons vom 2. Februar 1871:

„Ich bin in das Lazaret zur Aufrechterhaltung der Ordnung kommandirt, und hatte hier ein sonderbares Zusammentreffen mit einem Musketier der 8. Compagnie des 20. Infanterie-Regiments, welcher gegen meine Anordnungen laut und vernehmlich aus einer anderen Stube murrte. Ich gieng hin, um zu sehen, wer sich so bemerklich machte, und fragte: Weshalb können Sie denn nicht nachkommen? ‚Ich kann nicht, erwiderte er, ich bin krank und niemand kümmert sich um mich, ob ich lebe oder sterbe; man sollte mich nach Deutschland schicken, wohin ich schon längst entlassen bin.‘ Ich antwortete diesem Manne: Mein Lieber, wenn ich dazu beitragen könnte, würde ich gern dafür sorgen; aber seien Sie nur geduldig, es läßt sich das wegen des ungeheuren Andrangs von allen Seiten nicht so schnell machen, aber es wird seiner Zeit schon kommen. ‚Ja, sprach er, Gott der Herr, welchem ich vertraute, hat einen auf so wunderbare Weise in allen Gefechten beschützt, und hier — — — gut, gut!‘ Der Mann leidet ungemein an Erschlaffung aller seiner Glieder. Ich fragte ihn dann: Glauben Sie denn an die Bewahrung Gottes? können Sie es nicht dem Zufall zuschreiben, daß Sie bewahrt geblieben sind? ‚Ich glaube nicht, daß es Zufall war, erwiderte er; ich hatte einen Freund, er fiel an meiner Seite und im Tode noch rief er mir zu: ‚Freund, laß dich nie irre machen; halte fest an dem, von dem wir so oft gesprochen: er ist ja für unsere Sünde ge-

storben! Jesus trägt mich auf seinen Händen gen Himmel!' — und ich will auch an dem festhalten, fuhr er fort, wenn ich nur wüßte, wie ich zur Gewißheit in dieser Beziehung gelangen könnte!' — Soviel der Herr mir Gnade gab, verkündigte ich ihm nun Christum als seinen Heiland; er schämt sich jetzt seines Auftretens gegen mich und wundert sich über die wunderbare Führung Gottes in unserem Zusammentreffen. Oft hätte er den Herrn gebeten, Er möchte ihm doch einen Mann schicken, der ihm mehr von seinem Willen erzähle und auf seinen Wegen forthelfe; seit acht Tagen ließe es ihn des Nachts nicht schlafen; wenn er erwachte, müßte er beten. Ich sagte einmal zu ihm: Nun, ich sehe, Sie sind ein sehr guter, netter Mann, Sie werden rechnen können auf Gottes Güte; Gott wird Ihre Werke ansehen! — ‚Ach nein, antwortete er, meine Wenigkeit ist zu geringe; ich weiß, daß ich das nicht bin, was ich sein soll; ich habe mich nur zu schämen wegen meiner Undankbarkeit für alle Liebe, Gnade und Barmherzigkeit Gottes; ich weiß nicht, wie ich es gut machen soll!' — Ich kann sagen, meine Brüder, daß ich mit Thränen in meinen Augen den Aeußerungen des jungen Mannes gelauscht habe."

Hundertfach hat man in dieser Weise das trotzige und verzagte Herz ringen sehen. Ein Kranker, der von augenblicklicher Ungeduld geplagt ist, kann darum doch unter den Schmerzen auch wieder die rechte Quelle des Trostes erlangen. Es ist noch heute unter den Wogen der Leiden bei einem Christen die Geschichte wahr: „Er bedräuete den Wind und das Meer, — da ward es ganz stille!"

---

15. Geistliches Wort und christliche Uebung.

Ja, selig sind die Gottes Wort hören
und bewahren! Luc. 11, 28.

Am Sonntag, dem 9. Oktober 1870, wurde auf besondern Wunsch der in Retonfay bei Metz liegenden Truppen auf einer Wiese nahe beim Dorfe Gottesdienst gehalten.

Der Brigadegeneral wohnte mit seinem ganzen Stab der Versammlung bei, und die vier Bataillone, welche, 4000 Mann stark, ein Viereck bildeten, in dessen Mitte sich der Geistliche und die Regimentsmusik befand, boten einen schönen Anblick dar. — Der Gottesdienst begann mit dem Gesang eines geistlichen Liedes, in das alle andächtig einstimmten, hierauf folgte die Liturgie und dann hielt der Divisionspfarrer eine Predigt. Er legte derselben keinen Bibeltext zu Grunde, sondern sprach über die Pflichten eines christlichen Soldaten in Kriegszeiten. Seine Worte kamen von Herzen und giengen zu Herzen. Als er von den Verwandten und Freunden zu Hause sprach, die sich nach Berichten vom Kriegsschauplatz sehnten und doch vor dem Empfang derselben sich fürchteten, weil etwa die Nachricht eintreffen könnte, daß ein geliebtes Herz zu schlagen aufgehört habe, da sank manches Haupt tief auf die männliche Brust, mancher tapfere Soldat hielt die Hand vor die Augen, um die darin schimmernde Thräne zu verbergen.

Es war interessant zu beobachten, wie viele sich durch die Worte des Pastors zum Briefschreiben ermahnt fühlten. Sobald der Gottesdienst vorüber war, umringten die Leute die Feldwebel, um von ihnen die Correspondenzkarten zu erhalten, auf welche sie meist ihre kurzen Briefe nach Hause zu schreiben pflegen. Der nach Flanville zur Feldpost gehende Post-Korporal hatte einen ansehnlichen Pack zu tragen. — Kurz nach dem Gottesdienste klopfte es beim Zahl-

meister schüchtern an die Thüre und herein trat ein gewaltiger Danziger, der den Zahlmeister bat, er möge ihm doch Papiergeld für seine kleine Münze geben. Und wie viel hatte er? Aus Pfennigen, Dreiern und kleinem Silbergeld, das sich der brave Mensch vom Munde abgedarbt, ergab sich ein Thaler, den er seiner an der Ostseeküste wohnenden Frau schicken wollte. „In welcher andern Armee, ruft der englische Berichterstatter aus, dürfte wohl ein Soldat seinem Offizier eine Handvoll Scheidemünze bringen und dafür Papiergeld sich erbitten? Ein deutsches Regiment ist aber eine einzige große Brüderschaft, und so nahm auch der Zahlmeister als ganz selbstverständlich das Kupfergeld und gab dem guten Danziger mit freundlichem Wort und Blick den Papierthaler. Er hat ja selbst daheim in Königsberg eine Frau, deren Bildniß auf seiner breiten Brust ruht."

Eine solche Harmonie vom Wort des Glaubens und Werk der Liebe klingt fein in den Ohren der Menschen und stimmt gut vor dem Auge des Herrn.

---

16. Die Verwundeten.

Ziehet an herzliches Erbarmen!
Kol. 3, 12.

Aus Mainz wird der Allg. Zeitung vom 12. August 1870 geschrieben: An Stelle der früheren massenhaften Truppentransporte kommen nunmehr in langen Zügen täglich Hunderte der Tapfern zurück, die schon in den ersten Gefechten dem Vaterland den schuldigen Tribut gezollt. Und wie ihrer viele noch vor wenigen Tagen neu gestärkt und erquickt durch die ihnen gereichten Erfrischungen unter dem Jubel der hiesigen Bevölkerung voll freudiger Kampfeslust dem Feind entgegenzogen, so begegnen wir ihnen jetzt

wieder in der Halle der Verwundeten, theilweise mit gräßlichen Verstümmelungen, nachdem sich an ihnen die erste Wuth der feindlichen Geschütze erschöpft. So berühren sich hier in ergreifender Weise die Gegensätze.

Doch ist's mitten in diesem Elend ein erhebender Trost, zu sehen, wie aus den krankhaften Zügen unserer deutschen Krieger noch die Begeisterung leuchtet, als wollten sie sagen: Wir dulden gerne, denn wir dulden als Sieger, und süß ist das Leiden für die gerechte Sache. Anders ist's freilich bei den geschlagenen Franzosen und Turkos, die jetzt, im Unglück vereint, mit den Deutschen das Lager theilen. Sie haben nicht den gleichen Trost, doch lesen wir in den lächelnden Mienen und dem scherzenden Ton vieler, namentlich leichter Verwundeter, wohl nicht mit Unrecht den tröstlichen Gedanken: Nach der Arbeit ist gut ruhn! Allen aber ohne Ausnahme muß es überaus wohlthuend sein und eine Fülle des Trostes bieten, wenn sie sehen, wie aus allen Ständen der Bevölkerung man sich drängt, um in Werken der Liebe und Opferwilligkeit sich gegenseitig zu überbieten, so daß hier wenigstens offenbar das gerade Gegentheil von dem wahr wird, was Schiller als das Los des Kriegers schildert:

Fluchwürdges Schicksal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm; wo er weggeht,
Verwünscht man ihn —

Stundenlang vor Ankunft der Züge harren die Mitglieder der Sanitäts- und Erfrischungscompagnie, und wer sonst thätig einzugreifen berufen ist, mit liebevollem Herzen und gabenreicher Hand der Ankommenden, um dann ein Bild der segensreichsten Wirksamkeit zu entfalten. Da gilt es zunächst, die Verwundeten theils auf eigens hergerichteten Bahren, theils auf menschenfreundliche Schultern gestützt, von dem Strohlager der Eisenbahnwagen auf Matratzen

oder Betten in die Halle zu bringen, während oft gleichzeitig drüben auf dem Perron sich tausend fleißige Hände regen, um an langen Wagenreihen den noch dem Kampf entgegengehenden Truppen Erfrischungen zu reichen, bis sie, deren Muth, Glaube und Hoffnung jeder traurigen Regung den Stachel benehmen mag, unter den weithin schallenden Tönen der „Wacht am Rhein“ und donnernden Hoch- und Hurrahrufen den Bahnhof verlassen.

Inzwischen ruht die Thätigkeit in der Halle nicht. Kaffee, Bouillon, Fleisch, Brot, Wein, Cigarren werden in reichlichem Maße den dankerfüllten Patienten gereicht, während frische Verbände, Auswaschungen der Wunden und ärztliche Hilfeleistung jeder Art zugleich die Schmerzen der Armen lindern. Nach dieser Seite sind einzelne geeignete Mitglieder des Sanitätskorps, vor allen die barmherzigen Schwestern thätig, die mit bewundernswürdiger Sanftmuth und Ruhe, Sorgfalt und Ausdauer ihren hohen und schweren Beruf ausüben, so daß schon die Art ihrer Behandlung des Patienten gleich linderndem Balsam zu wirken scheint. Solche Wirksamkeit sucht keinen Dank, um so mehr aber danken wir im Namen aller, die mit uns der Ansicht sind: Ehre, dem Ehre gebührt! Denselben Dank verdienen die Aerzte, die sich keine Stunde der Muße gönnen, um so viel möglich der Noth der Verwundeten zu steuern. Daneben sieht man mit tröstendem Zuspruch und hilfreicher Hand da und dort am Krankenlager den Priester weilen.

So an Leib und Seele durch Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit gestärkt und erquickt, werden die Verwundeten, von wackeren Jünglingen und Männern getragen oder geführt, nach dem nahen Landungsplatz auf's Schiff verbracht, das bestimmt ist, dieselben rheinabwärts nach den verschiedenen Lazareten zu befördern.

17. Nächtliche Gewalt.

Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind! Sprüche 31, 8.

Im Dienst erbarmender Pflege der Verwundeten des Schlachtfelds hat es bis jetzt niemand der berühmten Engländerin Miß Nightingale so gleichgethan, wie Frau Marie Simon in Dresden. Das Verdienst der letzteren muß aber aus dem Grund fast größer erscheinen, weil sie mit hundert Hindernissen kämpfen und tausend Hilfsmittel entbehren mußte, um sich ihre Stellung zu erringen. Aus ihren Erlebnissen berichtet die Zeitschrift „Daheim“ uns eins, an dem wir ihre Energie bewundern lernen.

In Pont-à-Mousson gerieth sie mit ihren sächsischen Schwestern, den Albertinerinnen, in den furchtbarsten Strudel, da die Verwundeten von der Schlacht des 16. Augusts zu Hunderten und Tausenden heran kamen. Die Wagen mit ihren Liebesgaben waren in einer engen Gasse aufgefahren und standen dicht an den Häusern, um den vorüberrasselnden Kanonen Platz zu machen, die fast in endloser Reihe einander folgten. Es war inzwischen immer finsterer geworden: Mitternacht war da, und noch immer nahm das fürchterliche Getümmel kein Ende. Man schlug Generalmarsch: Prinz Friedrich Karl rückte aus. — Nun waren die Straßen freier geworden und Frau Simon konnte an's Helfen denken. Auf den Straßen standen massenhaft Wagen mit unversorgten Verwundeten herum, welche sich in der trostlosesten Lage befanden und nirgends mehr untergebracht werden konnten. Da fiel ihr Blick auf die Kirche, — sie war verschlossen, leer. Sofort ließ sie den Geistlichen holen, — er weigerte sich, zu öffnen. Da machte sie kurzen Prozeß und ließ die Kirche erbrechen, in der gewissen Zuversicht,

daß sie damit keinen Frevel begienge. Nun war ja wieder ein großer Raum gewonnen. Sie ließ Stroh und sonstiges Material herbeischaffen; die ganze Nacht wurde gearbeitet und die Kirche in ein geräumiges Spital umgewandelt. Kein Plätzchen blieb leer, alle Gänge, alle Kirchenstühle, alles, alles lag voll. — Aber womit nun weiter helfen? Wein war in der Kirche, aber wiederum weigerte sich der Geistliche, ihn herauszugeben, da er zum Abendmahl bestimmt sei. Doch als sie ihm versprach, den Hochaltar nicht mit Verwundeten belegen zu wollen, erhielt sie das Faß Wein und konnte so die Jammernden und Stöhnenden wenigstens einigermaßen erquicken. „Es war eine schreckliche Nacht, schreibt sie, über die ich Ihnen, theure Freundin, noch vieles erzählen werde. In dieser Nacht habe ich mehr als in fünfzig Jahren erlebt und gelitten. Ich hatte nur die eine Bitte zu Gott, daß er mir Kraft und Ausdauer schenken möge, denn ich ahnte, daß noch schlimmere Dinge kommen könnten!“

Das ist die Gewalt der Liebe, die alle Schranken durchbricht, nur um schrankenlos den Armen zu dienen; und wo sie sich zeigt, da ist sie in finstrer Nacht ein helles Licht des Lebens.

---

18. Allein und doch nicht ganz allein.

Ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. Joh. 16, 32.

Eine württembergische Diakonissin schildert in einem ihrer Briefe, wie sie in ihrem Lazaret unter dem Hunger und unter der Kälte zu leiden hatte. Da heißt es weiter:

„Ich war in dieser Kälte körperlich ganz elend und zum Umfallen matt, mußte aber dennoch tüchtig arbeiten, putzen, kochen und pflegen; der Herr half mir, daß ich nicht krank wurde und seit einigen Tagen geht es mir wieder gut. Es kostet unendliche Mühe, bis ein verwüstetes und leeres Haus auch nur ein wenig zum Spital umgewandelt ist. Unter dem allem lernt die Seele recht zum lieben Heiland schreien, und er hilft immer wieder heraus, und ich bin wieder gern und willig seine Magd. Schreibt uns doch bald; es geht ein Flämmlein aus vom heimatlichen Herd, das bis hieher reicht und wieder wärmt und zündet, besonders da wir weder Kirche noch gemeinschaftliche Andacht haben. In eigener und fremder Noth haben wir nur Eines, unsern lieben Heiland. Wir spüren auch, daß wir durch Euer Gebet getragen werden, werdet darin nicht müde! Es ist so gar ein anderes, daheim arbeiten in der Gemeinschaft der Gläubigen oder draußen, wo der Weltgeist herrscht. Niemand kennt einen, niemand sagt einem die Wahrheit, und die Liebe ist rar. Zwar darf ich sagen, daß meine Kranken mir manche Freude machen, aber mit den vielen Franzosen kann ich leider nicht reden, sondern bloß sie treulich pflegen und für sie beten. Die Kriegsunruhen sind nicht zu beschreiben. Auf dem Schlachtfeld fanden wir unendlich vieles Elend; überall mußten wir hören: O wären Sie doch früher dagewesen!"

Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, sich so einsam zu fühlen und doch getrost zu arbeiten. Eine der Schwestern, der es gar zu sehr zu Herzen gieng, daß sie mit den verwundeten Franzosen nicht reden konnte, lernte den Spruch: „Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns rein von aller Sünde," in französischer Sprache auswendig und sagte ihnen denselben zu ihrer Erquickung in der Todesstunde vor. Und als eine der Gehilfinnen in einer Nacht fünfzig am Fleckentyphus Erkrankte allein zu verpflegen

hatte, antwortete sie auf die Verwunderung des Arztes, daß sie darüber nicht erschrecke: „In eigener Kraft vermöchte ich es nicht, aber der Herr hilft mir, daß ich es kann!"

---

19. Unsre Aerzte.

Ich bin der Herr, dein Arzt!
2 Mos. 15, 26.

Es ist für Freunde des göttlichen Wortes immer eine besondere Freude, wenn unter so manchen Aerzten, welche in religiöser Beziehung gleichgültig erscheinen, einzelne hervortreten, die das Wort des Herrn und seine Verkündiger lieb haben.

Lazaretprediger Bott aus Altenkirchen erzählt: „Als in Courcelles mich ein Arzt, aus dem Rheinlande gebürtig, um Bestattung eines verstorbenen Soldaten ersuchte, sagte er mir bei der Sektion desselben: ‚Herr Pastor, ich habe am Sterbebette dieses Soldaten auch einigermaßen als Prediger gehandelt. Ich sagte dem Soldaten: Sie wissen, daß Sie sterben müssen, aber Sie haben auch gehört, daß es einen Gott gibt, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fallen kann; es ist Ihnen auch gepredigt worden von einem Heiland, der für uns gestorben ist und von dem wir Vergebung der Sünden haben müssen. Glauben Sie das alles? Darauf nickte der Jäger und bald war er verschieden.' Ich dankte dem lieben Arzt herzlich, daß er es auch auf Heilung des Seelenschadens bei seinen Patienten abgesehen habe.

Ein anderer, welcher schon im Jahre 1868 bei Gelegenheit des Typhus sich ausgezeichnet hatte, kam in eine ganz feierliche Stimmung hinein und wurde jedesmal auf's tiefste bewegt, wenn er auf eine verstorbene Diakonissin,

welche ihn einst gepflegt, zu sprechen kam. Er erzählte mir, wie jene Schwester es vermocht habe, ihn durch ihr Hinzukommen mitten in leidenschaftlichen Zornesausbrüchen zu besänftigen, und jetzt noch durch das Andenken einen heiligenden Einfluß auf ihn ausübe. — Warum der liebe Doktor gegen die Prediger so freundlich, für das Wort so empfänglich war, darüber hatte ich nunmehr Aufschluß erhalten: der stille Wandel einer christlichen Frau hatte ohne Worte lautes Zeugniß für den Herrn abgelegt."

Ein Bekenntniß zu Christo ist in vielen Fällen eine segensreichere That, als eine Predigt von Christo. Soll auch diese immer ein Bekenntniß sein, so hat doch das lateinische Sprichwort Recht: verba docent, exempla trahunt! „Worte lehren, Vorbilder ziehen!"

---

20. Eine Samariterin von Gent.

Sie haben erquickt meinen und euren Geist. 1. Kor. 16, 18.

Eine edle Dame Belgiens, Frau Baron von Crombrugghe, Schwester des Bürgermeisters von Gent, war die erste, welche das rothe Kreuz im weißen Feld in Belgien einführte und gleich beim Beginn des Kriegs auf die Schlachtfelder eilte. Vom 24. August 1870 bis zum 27. Februar 1871 arbeitete sie in Saarbrücken, Metz und Cambrai in großem Segen. Da hatte sie denn Gelegenheit, viel Noth und Elend zu sänftigen und zu heilen, und in einem Tagebuch hat sie hernach davon Bericht gegeben.

In diesen schmucklosen Blättern erzählt sie gleich zu Anfang von einem jungen französischen Offizier, Baron

Forcade de Saint Victor, wie ein Granatsplitter ihm in der Schlacht am Spichernberg die Brust zerrissen habe; mehrere Tage war er, für todt gehalten, auf dem Schlachtfeld liegen gelassen worden, dann brachte man ihn ins Spital, wo er am 26. August durch den Tod von seinen Schmerzen erlöst wurde. Seine letzten Laute waren Worte des Dankes für seine Pflegerinnen.

An einer schweren Wunde lag auf einem andern Bette sterbend ein bayrischer Unteroffizier. Sein Vater, ein Forstaufseher, war wenige Minuten zuvor angekommen und saß nun schluchzend am Bette seines Sohnes, des ältesten von sieben Kindern. Der Sterbende bat die Pflegerin, sie möchte den Vater entfernen, da seine Thränen ihm so weh thäten. Der Vater entfernt sich, dicke Thränen rollen über die Wangen des Sohnes und er sagt: „Das Leben blühte so schön vor meinen Augen!“ Er bat die Schwester um das Kruzifix, welches sie trug; dann wurde er wieder ruhig. Auch der Vater durfte wieder eintreten und am Sterbebette seines Sohnes sitzen: eine Stunde später breitete der Tod seinen Schleier über das Gesicht des Jünglings.

Im Saale daneben, voll von schrecklich verstümmelten Soldaten, stößt ein Verwundeter Schmerzensschreie aus. Gelbsucht und Wassersucht haben ihn unkenntlich gemacht; seine Brust, die er fortwährend entblößt, um leichter zu athmen, ist bedeckt mit Blutgeschwülsten. Er tobt im Delirium, zwei Wärter haben Mühe, ihn im Bette zu halten; sie müssen ihn allein lassen, denn sie sind überhäuft mit Arbeit.

Ein junger preußischer Offizier von der Armee vor Metz wird typhuskrank ins Spital gebracht. Er liegt vollkommen theilnahmlos Tage lang da; sein Diener weicht weder Tag noch Nacht von seinem Bette. Von diesem erfährt die Dame, daß der junge Offizier Freude an Blumen habe. Die edle Krankenpflegerin weiß sich solche zu ver-

schaffen: Das erste Lächeln gleitet über das Antlitz des jungen Mannes. Sie fragt, weßhalb deutsche Soldaten solche Freude an Blumen haben. „Weil sie mich an den kleinen Garten meiner Mutter erinnern!" antwortet ihr ein einfacher pommerischer Soldat.

Solche Züge erzählt Frau von Crombrugghe gar viele. Frauen, welche so in den Spitälern monatelang aushalten, Tag und Nacht das Jammern der Verwundeten, das Aechzen der Sterbenden, die Delirien der Fieberkranken mit anhören, bedürfen ein Herz von Stahl — oder nein, ein Herz, in dem die Liebe Christi ihren Herd gefunden!

---

21. Liebende Fürsorge.

Ehre, dem die Ehre gebührt!
Röm. 13, 7.

In Ars an der Mosel lag ein junger Mann aus Elberfeld, schwerverwundet. Er hatte im Mai 1870 sich verheirathet, und des rauhen Krieges Hand hatte ihn nicht bloß ins Feld, sondern auch ins Lazaret geführt. Als er an einem sonnigen Septembertage in einen Saal des schloßähnlichen Schulgebäudes getragen wurde, mit zerschmettertem Bein und durchschossenem Arm, hätte wohl niemand in dem blühenden, lächelnden Mann eine Beute des Todes geahnt. Aber kaum hatte er einige Tage der Ruhe genossen, so mußte der Arzt das ganze Bein abnehmen, und von nun an nahmen auch seine Kräfte in erschreckender Eile ab. — Als der letzte Morgen für ihn gekommen war, rief er die Pflegerin, eine Pfarrerstochter aus den Rheinlanden, an sein Lager. „Schreiben Sie meiner armen, armen Frau,

daß ich sie hier auf Erden niemals wiedersehen könnte, und schicken Sie ihr die letzten Grüße von ihrem sterbenden Gatten!" Die junge Pflegerin versprach weinend, zu thun, was er verlangte. — „Und hier nehmen Sie die Geldtasche von meiner Brust und lassen Sie mir einen Sarg machen; ich möchte nicht wie die Uebrigen in ein Leintuch geknüpft und in die Grube geworfen werden!" Die Geldtasche wurde gelöst; aber der eben hereintretende Johanniter, der täglich das Lazaret besuchte, legte still das Geld zu Uhr und Brieftasche des Sterbenden. „Dies alles soll seine arme Frau erhalten, und für den Sarg will ich schon sorgen: sein letzter Wille soll erfüllt werden!" Dann beugte er sich zu dem Sterbenden nieder, sprach das Vater-unser über ihn und drückte ihm nach kurzem Todeskampfe die Augen zu. — Der ritterliche Mann hat Wort gehalten: ein schöner Sarg nahm die sterbliche Hülle des Armen auf.

---

22. Im Dichterhaus.

Hier ist gut sein! Matth. 17, 4.

An den Ufern des Neckar liegt ein Haus, freundlich und lieblich, in welchem der schwäbische Dichter wohnte, von dem das schöne Liebeswort stammt:

Wohl wieget eines viele Thaten auf, —
Sie achten drauf, —
Das ist: für deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod!

Er ist jung gewesen zur Zeit der Freiheitskriege, und wenn er nicht mit dem Schwerte drein geschlagen, so hat er doch seiner Zeit redlich mitgekämpft in der Geisterschlacht; er ist

alt geworden unter dem Wogen und Wallen der vaterländischen Sehnsucht, für welche noch kein befriedigendes Bett geschaffen war: er ist hingegangen und hat das neue Reich deutscher Nation nicht gesehen. Die Wittwe lebt allein in dem Hause, das seinen Namen trägt, und hütet heilig das theure Gedächtniß. Sein Zimmer aber, mit dem Ausblick auf den blauen Neckar und hinüber auf die grünen Berge der Alb, ist bis jetzt unberührt und unverändert geblieben, und trägt in seiner einfachen würdigen Einrichtung den Stempel seines edeln und schlichten Wesens. Nur Freunden und Verehrern wurde hie und da gestattet, es zu betreten; aber auch der wertheste Gast in dem gastfreundlichen Hause durfte nicht daran denken, es je zu bewohnen.

Aber siehe da, mit einem male scheint jeden Abend bis tief in die Nacht Licht aus den Fenstern des Dichterzimmers, die Fenster thun sich Morgens wieder auf, alle Spuren weisen darauf hin, daß es wieder bewohnt ist. Wer ist denn wohl in die heiligen Räume eingezogen? Es ist ein schlichtes Antlitz, das am Fenster erscheint, ein Wehrmann aus Ostpreußen. Krank an seinen Wunden war er im Lazaret gelegen, und als es der Genesung zugieng und schwerere Kranke ankamen, hatte die Wittwe den schlichten, netten Mann bei sich aufgenommen. Weich und warm gebettet ruht er im Zimmer des Dichters, dessen Schreibtisch bei Seite gerückt ist, um ihm bequemen Raum zu geben, in dessen Lehnstuhl, einst von kunstvollen Frauenhänden gestickt, sich der Kranke behaglich ausruhen kann, wenn er zu Zeiten das Bett verlassen darf. Und die würdige Frau, selbst schon in den Jahren, wo man Ruhe und Bequemlichkeit liebt, pflegt ihn, wie man einen Sohn oder einen Bruder pflegen würde. Sie leistet eigenhändig dem Arzt alle Beihilfe beim Verbinden der immer noch schmerzenden Wunden und kürzt ihm durch Vorlesen oder freundliche Unterhaltung die langen Stunden des Leidens. Ja in dem

Dichterzimmer kräuselt sich sogar den ganzen Tag der Duft der unvermeidlichen Cigarre, die in diesem Krieg eine so wichtige Stelle errungen; — Cigarrendunst im Zimmer des Dichters, der selbst in seinem Leben sich nie diesen anerkünstelten Genuß gestattet hatte! — Auch diese werden von der gütigen Wirthin dem Gaste reichlich gespendet, nun sie einmal gesehen, wie sie ihm wohlgethan haben.

Jetzt, da es ihm so gut geht, erzählt er gerne davon, wie er viele Stunden lang blutig und zerschossen in qualvollen Schmerzen auf dem Schlachtfelde gelegen, nachher drei Tage lang unverbunden in einem französischen Lazaret, so daß ihm die Kleider mußten vom Leib geschnitten werden, weil alle Glieder so angeschwollen waren. Damals hatte er nicht mehr geglaubt, daß er noch von freundlicher Hand so liebevoll versorgt werden, und daß dieselbe Hand seinem fernen Weibe tröstliche Kunde und erfreuliche Gabe zusenden würde, bis er selbst hoffen dürfe, sie wieder zu begrüßen. — Ob sich unser wackerer Wehrmann je viel mit Poesie beschäftigt, ist sehr zu bezweifeln; aber er fühlt es mit freudigem Stolz, in welch berühmtem Hause er so gute Herberge gefunden. Daheim ist ihm ein Kindlein geboren, so lang er krank liegt im Schwabenland, und seine Wirthin hat nicht nur mütterlich für die Frau und das Kleine gesorgt, sie hat auch noch Pathenstelle bei dem fernen Kindlein übernommen, obwohl der Dichter und seine Wittwe schon mehr denn zweihundert Pathenkinder haben.

Noch ist der Wehrmann nicht genesen; seine Hoffnung auf Weihnachten bei den Seinigen zu sein, ist nicht erfüllt worden. Seine gütige Wirthin wollte ihm zu lieb ein Christbäumchen anzünden, obschon seit Jahren keines mehr in ihrem Zimmer gebrannt hat. Er hat sie gebeten, es nicht zu thun. „Voriges Jahr habe ich mit den Meinigen unter dem Christbaum gestanden; da würde mirs jetzt doch traurig sein, so ferne von ihnen!“ sagte er. So hat sie

denn stille Weihnacht mit ihm gefeiert und ihn erfreut mit nützlichen Gaben für sich und die Seinen, mit den gut schwäbischen Lebkuchen und „Springerlen,“ die wohl auch einem nordischen Gaumen munden.

Das ist Friede im Kriege, lebendige Poesie im Dichterhaus, Liebe und Balsam für Wunden und Schmerzen; das ein kleines Bildchen von der stillen Arbeit, die tausendfältig im Vaterland sich regte, und stärkend und tröstend hinauswirkte bis in die Herzen der äußersten Vorposten, die vor den Festungen des Feindes im Schnee und Eis froren.

---

23. Unter dem Messer.

Wer ein fröhliches Herz hat, weiß sich in seinem Leiden zu halten. Sprüche 18, 14.

Wenn man in diesem Kriege so manche Operationen angesehen hat, bei welchen der Ausgang ein betrübender gewesen ist, thut es dem Gemüthe doppelt wohl, von einem Fall zu lesen, bei dem sich Schmerz und Kraft, ja zuletzt Klagen und Scherzen zusammengefunden hat.

Anfangs Juli 1871, da schon die meisten Kriegswunden geheilt waren, meldete sich im Garnisonslazaret zu Potsdam ein Reservist des Gardejägerbataillons. Der hatte in der Schlacht bei St. Marie aux Chênes eine Chassepotkugel in die linke Seite des linken Beins, oberhalb der Ferse, erhalten und trug nun bald ein Jahr den unangenehmen Gast mit sich herum. Schon am andern Tag sollte die Kugel ihm ausgeschnitten werden. Allein sie war in der Länge der Zeit fest eingewachsen und verursachte nicht nur dem Arzte Mühe und Schweiß, sondern auch dem Leidenden

große Schmerzen. Trotzdem daß er chloroformirt und von zwei Männern festgehalten wurde, riß er, vor Schmerz zusammenfahrend, ihnen aus. Der Arzt hielt einen Augenblick inne und der Jäger bekam wieder Ruhe. — Kaum hatte der Arzt seine Arbeit wieder fortgesetzt, als der Patient zu großer Verwunderung der Umstehenden klar und verständlich die „Wacht am Rhein“ anstimmte und nach derselben noch ein lustiges Jägerlied folgen ließ. Wenige Minuten, nachdem die Operation vorüber war, rief er laut: „Habt ihr sie? Habt ihr sie? Her mit dem verdammten Ding!“ — — Endlich war er ganz zu sich gekommen und bat mit gebrochener Stimme den Arzt um eine gute Kost. Als dieser ihm sagte: „Sie sollen haben, was Sie wünschen!“ und die Frage hinzufügte, ob er viel verlange, antwortete er kurz: „Nein, wenig, aber gut!“ Am andern Tag trat der Kommandant des Gardejägerbataillons ein, um die Kranken zu besuchen, von denen noch einige schwerverwundete sich da befanden; er belobte den Jäger wegen seiner Standhaftigkeit und bat sich seine Kugel aus, um sie für ihn zum Andenken in Gold fassen zu lassen.

Was der frohe Muth unseren Leuten auch in den schlimmsten Stunden geholfen hat, ist nicht auszusprechen. Die Frohnatur ist eine Gottesgabe, für welche mancher nicht dankt; desto mehr soll dem Erfahrungssatz bei Salomo: „Ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben!“ der Grundsatz, den ein anderer Mann aus alter Zeit ausgesprochen, die Hand reichen: „Die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich.“

24. Gottes Werk an den Kranken.

Wer mich findet, der findet das Leben!
Spr. 8, 35.

Aus einem Lazaret in der Pfalz berichtet eine Stuttgarter Diakonissin gar freundliche Erlebnisse bei ihrer Pflege:

„Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehn!' An ihm haben wir den treusten Freund, auch wenn's recht dunkel und trübe ist. . . . Er hat uns auch darin große Freundlichkeit erzeigt, daß wir jetzt immer Andacht halten dürfen. Eines Tags gieng ich in meinen Gedanken damit um, der Heiland möchte sich doch unsern Leuten ganz mittheilen in seinem Leib und Blut und mir helfen, daß ich es ihnen sagen dürfe, welch' hohen Werth das heilige Abendmahl habe, oder möchte Er es ihnen sagen. Als wir nun Abends mit den Kranken fertig waren, baten sie, wir möchten ihnen das Lied singen: Befiehl du deine Wege! Das thaten wir, dann aber sagte ich zu ihnen, ob sie nicht auch ein Verlangen nach dem heiligen Abendmahl fühlten. Darauf erfolgte ein einmüthiges Ja. Am Sonntag darauf feierten wir dann das heilige Mahl mit einander, es waren 22 Kranke. Abends sangen wir aus den Liedern: Gott, der du allen gütig; Seele, geh, auf Golgatha; Kommt, Brüder, laßt uns gehen! lasen den zweiten Theil des zweiten Kapitels der Apostelgeschichte und legten es aus, wie wir es in Ulm gelernt hatten. — So ist unser Gebet erhört worden, der Herr möchte uns doch nicht aus diesem Spital gehen lassen, ehe wir sein Wort unseren Kranken haben lesen dürfen. Nun hat er es uns so gnädig geschenkt. Viele weinten, einige sagten: ach, wie ist es mir jetzt so wohl; der liebe Gott thut viel an uns! Einer sagte: wenn es nur meine Mutter heute schon wüßte! Dieser war früher ein leichtsinniger Spielmann gewesen; im Lazaret brachten ihm einige Frauen Spielkarten und Romane

zur Unterhaltung. Ich sagte, das helfe ihm nichts; gab ihm das Neue Testament, unser Gesangbuch, unsere „Kinderlehre" und Traktate. Da las er und wurde bald recht bewegt, hatte es auch gern, wenn wir beteten, und nahm an, was wir sagten. Er sprach öfters von seiner Mutter, die ihm so gute Lehren gegeben habe. Es kam wirklich zu einer Bekehrung bei ihm. Nach mehreren Monaten schrieb er an eine der Schwestern, die ihn verpflegt hatten, er könne zwar seinen Arm noch nicht gebrauchen, aber doch habe er keine Schmerzen mehr darin, seit sie vor seinem Abgang ihm eine Einspritzung mit Morphium gegeben und so ernstlich für ihn gebetet habe. Er schreibt dazu:

Ja, es wär' zum Weinen,
Wenn kein Heiland wär';
Aber sein Erscheinen
Bracht' den Himmel her!"

Solche Erfahrungen machen den Dienst der Liebe zu einer seligen Uebung.

---

25. Treues Angedenken.

Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit! Psalm 25, 6.

Eines Tags durchschritt der edle deutsche Kaiser die Lazaretsäle zu Versailles, wie er häufig zu thun pflegte. Ueberall tröstete er und oft war es schon der bloße Anblick seines lieben freundlichen Gesichts, welches die armen Verwundeten auf Augenblicke ihre Schmerzen vergessen ließ.

So trat er diesmal auch zu der Lagerstätte eines jungen verwundeten Infanteristen. Der war in Folge eines

Schlafpulvers eingeschlummert und hatte sein Album von Gedichten auf dem Bette offen liegen lassen. Der König trat leise, um den armen Verwundeten nicht zu stören, hinzu, nahm den neben dem Album liegenden Bleistift und schrieb die wenigen Worte hinein:

Mein Sohn, gedenke Deines treuen Königs!

Wilhelm.

Der Soldat erwachte und reiche Thränen perlten ihm beim Anblick dieser Zeilen aus den Augen.

Wenige Tage darauf besuchte der Kaiser wiederum das Lazaret und trat sofort auf unsern Infanteristen zu, drückte ihm freundlich die Hand und tröstete ihn. Derselbe war jedoch schon vom Tode als sichere Beute erlesen worden: wachsbleich, mit halbgebrochenen Augen starrte er in's Leere. Kaum jedoch hatte er seinen König erkannt, als er sich auch mit der letzten Kraft seines Körpers emporrichtete, den König mit leuchtenden Augen anblickte und sagte:

Majestät, ich werde Ihrer ewig gedenken auch dort oben. — Amen!

Der Verwundete sank ermattet zurück, und ein leises Röcheln verkündete, daß er ausgelitten hatte. — Der Kaiser trat hinzu, drückte ihm die Augen sanft zu, und eine Thräne rollte dem greisen Fürsten in seinen weißen Bart.

---

26. Dieser Jünger stirbt nicht.

Ihre Werke folgen ihnen nach!
Offenb. 14, 13.

Als der edle Doktor Davis, der helfende Engel in Negergestalt, nach neunmonatlichem Wirken auf den Feldern Sedans im Herbst 1870 heimgegangen war, brachten manche

seiner Freunde die Kunde von der Noth in und um Sedan nach England hinüber, und nun floßen dem französisch-protestantischen Pfarrer Sedans, Pastor Gulden, wie zum Liebesgedächtniß des Entschlafenen so viele Mittel zu, daß er die Anstalten von Davis nicht bloß erhalten, sondern sogar erweitern konnte. — Auch in anderem Sinn lebte der „gute schwarze Doktor“ fort. Für die Armen dieser Orte gab es, wenn es noth war, keine eindringlichere Mahnung als die: „Wenn das Doktor Davis wüßte!“ und sie alle sahen in jeder Gabe, die ihnen zufloß, fort und fort die milde Hand des guten Doktors. „Es ist uns allen, sagten sie lange hernach, als wandle er noch wie ein Lebendiger unter uns!“

Die von Davis eingerichtete und von der unermüdlichen Fräulein Gulden fortgeführte Suppenanstalt befand sich in den von einer Katholikin überlassenen freundlichen Räumen eines Hauses von Balan. Hier haben bis ins Frühjahr 1871 täglich ungefähr 1100 Menschen aus den angrenzenden Ortschaften ihr Mittagsbrot erhalten. Nach Ortschaften geordnet standen sie Mittags von ¾ 12 Uhr an da und erhielten jedes seine Portion: gute Fleischbrühe, ein Stück Fleisch und Brot; für Kranke gab es noch besondere Stärkungsmittel, und für die Kleinen gab es Milch. Nie hat es am Nöthigsten für diese Anstalt gemangelt. Aerzte behaupten, es sei lediglich das Verdienst dieser Einrichtung, daß die von Flüchtlingen überfüllten verarmten Dörfer auf dem blutgedüngten Schlachtfelde nicht die Brutstätten der verheerendsten Seuchen geworden seien, und daß diese unglückliche Bevölkerung, insbesondere die zarte Jugend, den harten Winter so glücklich überstanden habe. Das ist der Herr gewesen, der die Werke der Seinen zu segnen weiß — über Tod und Grab.

Als im Frühjahr die Arbeit wieder begann und die Noth geringer ward, konnte die Zahl der Suppenempfänger

verringert werden, doch waren es im Anfang Juni noch 500—600. Es war dies aber, um niemand zu betrüben, nur dadurch möglich, daß man die Anstalt auf einige Zeit schloß, und dann erst auf Grund neuer Erkundigungen über das noch vorhandene Bedürfniß neu begann. Als jener Schluß erfolgt war, kam eines Tags ein Zug von Frauen und Kindern, auch Männern, im besten Sonntagsstaat vor's Pfarrhaus in Sedan. Sie wollten ihren Dank abstatten, und zwar, indem sie die Familie Gulden baten, sie an's Grab des Doktor Davis zu führen. Ein langer seltener Zug bewegte sich so hinaus in eine Vorstadt von Sedan auf den protestantischen Kirchhof; und hier schmückte je eine Frau aus jedem Dorf unter vielen Thränen das einfache schwarze Kreuz mit einem schönen Todtenkranze. Jeder der Kränze aber trug den Namen eines der Dörfer eingewirkt: Balan — Bazeilles — La Moncelle — Daigny. Der Familie Gulden, welche von dem ganzen Gedanken vorher nichts wußte, war dies der schönste Dank für alle eigene Mühe.

Der Herausgeber der „Bausteine“ fügt hinzu: „Ich sah die Kränze noch. Die reformirte Gemeinde läßt jetzt zum Zeichen ihres Dankes dem Todten ein prächtiges Denkmal errichten. Mir that's weh, daß dann jenes einfache schwarze Kreuz verschwinden sollte, an dem nur die wenigen Worte standen :le bon docteur noir — ‚Der gute schwarze Doktor.‘ Ja wohl: das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen! Ja wohl: dieser Jünger stirbt nicht!“ — — Auch wir wollen glauben, daß dieses Bild der Liebe in die Geschichte der Kirche eingewirkt bleibe für immer, und rufen ihm die Liebeslaute unserer Väter am Grabe nach:

Sein Jammer, Trübsal und Elend
Ist kommen zu einem sel'gen End;
Er hat getragen Christi Joch,
Ist gestorben und lebet noch!

27. Ein General im Sterben.

Ich will ihm große Beute geben, und
er soll die Starken zum Raube haben!
Jesaj. 53, 12.

Generallieutenant von Gersdorff, welcher in der Schlacht bei Wörth schon sich ausgezeichnet hatte, — „ein alter Mann von einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die herrlich ist" — fiel bei Sedan. Er hielt als Kommandeur des 11. Armeekorps nördlich von Sedan auf der Höhe von Floing, wo es besonders heiß hergieng. Eben gab er den Befehl zum Vormarsch des 83. Regiments; da durchbohrte eine feindliche Kugel seine Brust. Bewußtlos sank er vom Pferde. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, betete er:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!

Bald darauf begann er das Lied: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt!" konnte aber in seiner Todesschwäche die weiteren Worte nicht finden und bat die Umstehenden, seinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen. Ein Husar sagte: Excellenz meinen wohl das schöne Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan! „Nein, nein, antwortete der General, ihr wißt auch gar nichts, es ist viel schöner! O ich freue mich daran, die Worte fehlen mir nur!" Es war das Lied:

Mach's mit mir, Gott, nach Deiner Güt,
Hilf mir in meinem Leiden!
Ruf ich Dich an, versag mir's nicht;
Wenn sich die Seel will scheiden,
So nimm sie, Herr, in deine Händ:
Ist alles gut, wenn gut das End!

Der König selbst besuchte den General auf seinem Schmerzenslager. — Als nicht lange vor seinem Ende Divisionspfarrer

Sander zu ihm kam, sagte er: „Ich bin schwach, lieber Pfarrer. Aber ich weiß, Sie kommen auch nicht, mich aufzuregen. Ein Bluterguß in meine Lunge kann mich tödten. Aber das sage ich ihnen: Ich weiß, daß mein Gott mich in meinen Sünden getroffen hat; doch auch das weiß ich, daß er mir gnädig ist — ich lebe oder sterbe!" „Amen, sagte der Pfarrer, ich habe Ihnen auch nichts weiter zu sagen. Gott erhalte uns alle in solchem Glauben. Darauf können wir leben und sterben durch Jesum Christum!" Wenige Tage später war er heimgegangen, nachdem noch seine Gattin an sein Sterbelager geeilt war, um ihm die Augen zuzudrücken.

Wenn ein General so herrlich jenes Wort des edlen Conrad Rieger auf seinem Sterbebette bestätigt: „Mein ganzer Lebenslauf steht in dem Sprüchlein: ich bin ein armer Sünder! und die letzte Zeitung von mir soll diese sein: Jesus Christus hat ihn selig gemacht!" so darf er wohl am Schluß seines Lebens mit seinem Lieblingslied rufen:

Was wollt ihr denn lang traurig sein,
Weil ich so wohl bestehe,
Und in der Unschuld Christi fein
Wie eine Braut hergehe?
Gehab dich wohl, du schnöde Welt:
Bei Gott zu leben, mir gefällt!

---

28. Ein Friedenskind auf dem Todesfelde.

Daß ihr nicht traurig seid, wie die andern, so keine Hoffnung haben!
1 Thess. 4, 13.

Ein gar freundliches Denkmal auf dem Grab eines gefallenen Jünglings aus Norddeutschland, der eben daran

gieng, sich seinem Herrn im Amt des Friedens zu weihen, finden wir in dem Brief eines Bruders desselben an eine mütterliche Freundin im Schwabenlande. Wir dürfen den Brief in seinen wesentlichsten Zügen hier niederlegen.

Herzlich verehrte theure Frau Pastorin! So lange ist's her, daß Ihre so überaus liebevollen gütigen Zeilen bei uns eintrafen und mein schwerverwundetes Herz mit wärmstem Dank gegen Ihre Liebe und reiche Theilnahme erfüllten . . . Es war allerdings eine heiße und bittre Prüfungszeit, in welche Gottes Hand meine armen Eltern, die arme Braut und mich hineinführte. Zwar man tröstet oft damit, daß die Gefallenen für König und Vaterland in den Tod gegangen seien, und daß sie für eine große und denkwürdige Sache ihr Herzblut vergossen haben. Aber welch ein schwacher Trost, wo es sich um eine Liebe handelt, welche die Interessen der Zeit überdauert! Da gibt es nur den einen Trost, mit dem Sie zu trösten wußten, zum Herrn zu gehen, vor Ihm sich auszuschütten und zu lernen, im Lichte der seligen Ewigkeit die irdischen Verluste zu fassen und zu tragen. Gottes Wege sind nicht die unsern, seine Gedanken sind so viel höher, als der Himmel über der Erde ist; aber wir haben erkannt und geglaubt, daß es doch nur Gedanken des Friedens mit uns sind, und wir schweigen still und beugen uns in Demuth unter die gewaltige Hand Gottes, daß er uns erhöhe zu seiner Zeit.

Wie ein in dieser Beziehung ihm unbewußtes, köstliches letztes Trostwort an uns hatte mein theurer Bruder, ich meine am 10. Juli, zu Berlin in der Philipp-Apostelkirche seine erste und letzte Predigt gehalten über den Text 1 Petr. 5, 6. 7. Er wies darin auf die schweren Verluste hin, die uns treffen könnten, und ermahnte, nur und in allem im Herrn zu sein und voll inniger Glaubensdemuth seine Führungen hinzunehmen, welche durch Nacht zum Lichte führen. Die selige Ewigkeit werde uns die Wunder der Gnade offen-

baren, darum: in allem demüthiget euch und sorget nichts! — Diese Predigt, welche wir erst durch seine Braut von dem betreffenden Professor erhielten, ist außer seinen Briefen fast das einzige schriftliche Andenken an den theuren Entschlafenen geblieben. Einige Tage nach jenem Predigtsonntage meldete er sich mit einigen Freunden zum Eintritt in das Garde-Franz-Grenadierregiment. Er wäre anders doch eingezogen worden und hätte dann nicht die Vorzüge eines Freiwilligen gehabt. Ich erfuhr seinen Eintritt in das Militär von ihm selbst und reiste unmittelbar darauf zu meinen Eltern, um dort Erlaubniß für den Felddiakonendienst zu erhalten und ihnen Lebewohl zu sagen. Gott der Herr hatte es anders bestimmt. In Berlin allein hatten sich so viele Leute zur Diakonie gemeldet, daß die Provinzialen zunächst abschlägige Antwort erhielten. Vier Wochen blieb ich wartend zu Hause. Mitten in diese Zeit fällt die Verlobung meines theuren Bruders. Emanuel war von mir in die Familie derselben eingeführt worden, als wir in Berlin studirten, und aus Tübingen zurückgekehrt, hatte er wiederum in fleißiger Verbindung mit ihr gestanden. Als nun sein Abmarsch nahe bevorstand, drängte es ihn, einen Bund zu besiegeln, den er treu in seinem Herzen trug. Meine Eltern und der Vater stimmten unter der Bedingung zu, daß die Verlobung vor der Hand nicht öffentlich sei. An meines lieben Papa's Geburtstag erhielten meine Eltern die ersten Briefe seiner Verlobten, und wir waren sehr glücklich.

Da, am 26. oder 27. August, kam ein Brief Emanuels, daß am 28. der Ausmarsch stattfinde. Ich setzte mich sofort auf die Bahn und kam am 27. nach Berlin. Unser Wiedersehen war sehr schön. Doch war Emanuel sehr ernst, die Braut voll Kummer und Thränen. Erst am 30. fand der Abmarsch statt, nachdem wir noch zwei sehr bewegte kriegerische Tage, meist in der Kaserne, verlebt hatten. Es war eine herrliche Gnade des Herrn, daß es mir gestattet war,

meinem Bruder viele Lasten und Bemühungen zu erleichtern und ihm das Weh des Abschieds weniger schwer zu machen. Nach dreistündigem Stehen unter dem Gewehr bei rauhem Wind und feinem Regen konnte erst zum Einsteigen kommandirt werden. „Wie der Herr will!“ sagte er mir mehrmals. Als ich ihn bat, seine Uhr gegen den Rath älterer Kameraden mitzunehmen, sie könnte möglicherweise ihn ja schützen, wie es schon vorgekommen, sagte er ernst und freundlich: „Nein, lieber Hans; weißt du nicht, daß wir zusammen gestern Abends noch gelesen haben: ‚Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe?“ Sein Unteroffizier drückte mir warm die Hand und sagte: „Wenn wir uns hier nicht wiedersehen, droben gewiß, droben gewiß!“ So viel ich gehört, ist er auch heimgegangen. Unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ und dem Hüteschwenken der Zurückbleibenden fuhr der Zug ab. Ach, mir war so ernst und ahnungsschwer zu Muth! Noch einen stillen Tag verlebte ich in der Familie seiner lieben Anna, dann gieng ich nach Holstein zurück. Die Briefe, welche meine armen theuren Eltern, die arme Braut und ich sehr häufig empfiengen, waren sämtlich sehr ernst und voll lauter Sehnsucht: „Wie gern möchte ich Euch alle nur noch einmal hier wieder sehen; aber wie der Herr will, — wenn wir uns nur einst ewig bei Ihm wiedersehen!“ Dies zog sich durch alle seine Briefe. An seine Verlobte schrieb er immer wieder, nur im Herrn solle ihre Liebe gegründet sein; Ihm allein wollten sie alles überlassen; Er führe alles herrlich und selig hinaus. Mir schrieb er unter anderem einmal, hienieden gebe es ja doch keine Ruhe, nur droben im Licht: ja, „nur über den Sternen ist Ruh.“ Wenn wir nur in der Ewigkeit beim Herrn erst zusammen seien! Im letzten Brief an meine theuren Eltern schrieb er, es sei

eine schwere Prüfungszeit für ihn, aber er erkenne Gottes Hand, er erkenne seine Sünden und wolle nur Gnade; ja, allein der Gnade Gottes in Jesu Christo befehle er lebend und sterbend seine Seele. — So kam der 28. Oktober heran.

Er war zusammen mit einem Bekannten, Besser, krank. Da werden die nächsten Bataillone des Garde-Franz-Regiments allarmirt. Es gilt ein vom Feind schwach besetztes Dorf zu nehmen. Die Freunde müssen in's Feuer, Emanuel und Besser wollen mit ihnen, trotzdem sie sich krank fühlten. Vier gehen in einer Linie. Es ist ungefähr 5 Uhr. Schweigend marschiren die Bataillone auf Le Bourget zu. Es brennt, — die Feinde müssen es also verlassen haben, nimmt man an. Einer der Freunde theilt den andern Cigarren mit. Immer näher rückt man; — da, ein furchtbares Feuer über Zäune, Hecken, Gräben, aus den Fenstern und Schießscharten! Emanuel erhält eine Kugel in die Brust, ruft seinem neben ihm ebenfalls verwundeten Freunde zu: „Siehst Du, lieber Bruder, nun sterben wir für das Vaterland!" und wird, zusammenbrechend, von einer zweiten Kugel in den Kopf getroffen. An der Kirchhofsmauer von Le Bourget liegen die beiden innigsten Freunde, Emanuel und Hoffmann, auch aus Pommern, zum Tode getroffen. Wie lange mein theurer Bruder gelitten, wissen wir nicht; doch hatte Gott allem Anschein nach es sehr gnädig mit ihm gemacht: er muß sehr bald verschieden sein. Auch Besser fiel. Der vierte Freund verlebt, nach Bonneuil ohne die andern zurückgekommen, eine schreckliche Nacht, und als er am frühen Morgen Le Bourget zueilt, zeigt ihm schon der erste Wagen die Leichen der Freunde. Am 30. Oktober, wo der eigentliche Kampf in Le Bourget stattfand, wurden die Gefallenen vom Regimentsprediger Jordan eingesegnet, und dicht an der Kirche zu Bonneuil, deren Bild mit dem Grabe wir

durch Freundeshand erhalten haben, ruht mein theurer Bruder, von dem wir, durch die Gnade unsers Heilands an ihm, gewiß rühmen dürfen: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; denn der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!" .....

Emanuels Braut war über Weihnachten 4—5 Wochen bei meinen Eltern; meine Mutter ist die ihre geworden, betend haben sie sich für immer gewonnen, und Anna schrieb darnach in ihrem ersten Brief aus Berlin, daß sie nun doch Augenblicke habe, wo sie aufjubeln möge, daß ihr geliebter Emanuel bei dem Herrn in der seligen Ewigkeit sei. Mir fällt der schöne Vers ein:

So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig und doch meistens wunderlich;
Wie könntest du es böse mit uns meinen,
Da deine Treu nicht kann verleugnen sich?

Ja, was der Herr will, wir werden es immer mehr und hernach ganz erfahren. Sein theurer Name, in dem wir siegen, Sein Blut, das uns rein macht, Sein Sterben und Auferstehen, das uns den Eingang zum Vater erschließt, sie seien hochgelobt! ... Noch einmal aber Ihnen viel innigen Dank für Ihre betende treue Liebe gegen den theuren Geschiedenen und gegen uns! Wie gern und voll warmen Danks erinnere ich mich unsers einstigen Zusammenlebens. Wie ganz anders ist nun alles! Nur die erbarmende Liebe unsers Gottes und Vaters in Jesu Christo ist im Wandel der Dinge dieselbe geblieben. Ja, sie schreibe aus Gnaden unser aller Namen in das Buch des Lebens ein! ... Gedenken Sie, herzlich verehrte Frau Pastorin, betend meiner auch ferner und behalten Sie ein wenig lieb Ihren im Herrn treu verbundenen und ergebensten Freund

26. Febr. 71. B.

---

29. Eine scharfe Arznei.

Der Herr züchtigt mich wohl, aber er gibt mich dem Tode nicht. Psalm 118, 18.

Die Kanonen werden zuweilen als ultima ratio regum — als letztes und äußerstes Mittel der Fürsten im Widerstreit der Interessen — bezeichnet; gar oft sind Blut und Wunden auch die äußerste Arznei unseres Gottes zur Kur der Seelen. — Pastor Griesemann zu Klein-Glinicke bei Potsdam erzählt unter seinen Erlebnissen ein ergreifendes Beispiel davon.

Ein junger Soldat aus Westfalen war der Sohn einer frommen Wittwe. In seiner Jugend kannte und liebte er den Heiland, war Mitglied eines Jünglingsvereines und hatte sogar den Wunsch, als Heidenmissionar seinem Herrn zu dienen. Zwei seiner Freunde, die gleichzeitig mit ihm diesen Entschluß faßten, haben ihn auch ausgeführt und arbeiten jetzt in Sumatra. Als er aber 18 Jahre alt war, gerieth er in leichtsinnige Gesellschaft und gewöhnte sich an ihre Gesinnung und Lebensweise. Das Gewissen murrte; aber er war zu schwach, den Fuß von dem Wege der Sünde und der weltlichen Lust wieder zurückzuziehen. Aus dem Jünglingsverein trat er aus und hörte auf, die Gottesdienste zu besuchen; er hätte sich vor seinen neuen Kameraden geschämt, am Sonntag sich mit einem Gesangbuch unter dem Arm auf der Straße sehen zu lassen. — Die Mutter nimmt mit tiefer Wehmuth die Veränderung wahr, die mit ihrem Sohne vorgeht: es ist ein anderer Geist in ihn gefahren. Sie ermahnt ihn mit Thränen, sich doch nicht verführen zu lassen; es sei sein Unglück, er solle zusehen. Aber umsonst. Er mag sich nicht, wie ein kleines Kind, von einer Frau gängeln lassen. Als sie nicht aufhört, ihn zu ermahnen und zu warnen, beschließt er, um diesen unleid-

lichen Rührpredigten und Thränenscenen ein Ende zu machen, sich von ihr zu trennen: er miethet sich eine eigene Stube und lebt so geraume Zeit von seiner Mutter und seinen Geschwistern geschieden.

Aber Freude hatte er nicht viel; sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe; ja er weinte öfters über sich selbst, daß er seinen Frieden mit Gott und das Glück seiner Kindheit verloren hatte. Er hätte manchmal gern sich von der Sünde und der bösen Lust losgerissen; wenn er nur nicht zu schwach dazu gewesen wäre. — Unterdessen ist er Soldat geworden und nach Osnabrück gekommen, wo er sein leichtfertiges Leben weiter führt. Da kommt im Sommer 1870 wieder einmal ein Abend, wo ihm das Herz über die Maßen schwer ist. Es ist sehr düster in seiner Seele. „Wenn du so fortlebst, so gehst du zu Grunde. Du armer Mensch, was soll aus dir werden? Willst du nicht deinen Heiland wieder suchen?“ so ruft es in ihm. „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Und wieder weint er seine heißen Thränen über seine Verirrung und über sein Elend. Da bittet er den Heiland: „Strafe mich! Strafe mich recht hart! Sonst komme ich nicht los von meiner Sünde. Strafe mich! Dann werde ich wohl endlich ein neuer Mensch werden.“ — Bald nach diesem Gebet bricht der Franzosenkrieg aus. Er muß mit über den Rhein, nimmt Theil an der Schlacht bei Mars la Tour am 16. August und wird dreimal verwundet, zuerst durch einen leichten Streifschuß am Nacken, sodann durch einen Schuß in den linken Oberschenkel, und endlich durch einen Schuß in den linken Oberarm, der ihm den Knochen zerschmettert. Sobald er sein Blut rinnen sieht, geht es durch seine Seele: „Das kommt vom Herrn! — So! Jetzt wirst du wohl endlich ein neuer Mensch werden. Das werden böse Wochen werden. Wenn du überhaupt am Leben bleibst! — Aber es ist ganz gut so. Dabei wirst du wohl zur Besinnung kommen.“

Am 27. August traf ich ihn in der Reitbahn zu Saarbrücken. Die Wunde am Arm war sehr schwer, gefährlich und schmerzhaft; sie hatte ihm schon schlimme Tage und Nächte bereitet. Er sagte mir, die Aerzte hätten erklärt, sie würden ihm wohl in diesen Tagen den Arm abnehmen müssen. Das sagte er so ruhig und still, daß ich mich wunderte. Er setzte hinzu: „Ich bin ganz damit zufrieden. Es ist alles so sehr gut gekommen. Ich habe in dieser Zeit meinen Heiland wiedergefunden.“ Und dann erzählte er mir ausführlich seine Lebensgeschichte. Er schloß mit der Versicherung: „Jetzt bin ich viel glücklicher, als früher, wo ich in aller weltlichen Lust lebte. Ja, ich habe etwas durchgemacht. Aber doch habe ich jetzt weit mehr Freudigkeit, wie früher, trotz aller meiner Schmerzen.“ Dasselbe hat er dann später noch einmal versichert. — Die Amputation wurde nicht für nöthig gehalten; man begnügte sich mit einer Resection. — An seine Mutter hatte er sehr bald nach seiner Verwundung mit der gesunden rechten Hand einige Worte geschrieben; auch an den Jahre lang gemiedenen Vorsteher des Jünglingsvereines hatte ein anderer für ihn einen Brief besorgen müssen. — Eines Tages schenkte ihm eine unbekannte Dame ein Ziehkästchen mit Bibelsprüchen. Das elegante Kästchen mit Goldschnitt fällt einem Krankenwärter, einem Jesuiten, in die Augen; er nimmt es in die Hand und sagt: „Das sieht ja schön aus.“ Der brave Westfälinger antwortet: „Ja. Was aber darin ist, das ist noch viel schöner.“ Der Bruder macht das Kästchen auf, sieht, daß es Bibelworte sind, wirft es sofort unwillig auf's Bett und hebt sich schweigend von dannen. Als es mir der Verwundete erzählte, setzte er hinzu: „Sie wollen doch durchaus das Volk in der Dummheit erhalten.“ — Am 13. und 14. September hatte er sehr heftige Fieberanfälle, die ihn ungemein angriffen und ihm ein quälendes Unwohlsein verursachten. Da bat er am Abend des 14. September

den Herrn innig, er möchte ihm doch, wenn es sein könnte, das Fieber abnehmen. Nach diesem Gebet schlief er ruhig ein, Abends um 8 Uhr, und schlief schön und ungestört stundenlang. Er hatte von nun an Ruhe vor dem Fieber, behielt aber seine große Schwachheit und sein zum Erschrecken blasses Gesicht.

Von Ars sur Moselle aus schickte ich an ihn einige Wochen darauf eine Correspondenzkarte mit der Bitte, mir kurz anzugeben, wie es ihm gienge. Ich erhielt meine Karte zurück und fand auf ihr die Worte: „Verstorben am 26. September.“ — Ich denke, er ist im Frieden gestorben, und seine Seele preist jetzt den Herrn, der den Seinen alle ihre Sünde vergibt und heilet alle ihre Gebrechen.

Später schrieb mir die Mutter: „Ich habe zu meiner größten Freude aus Ihrem werthvollen Briefe ersehen, daß mein lieber Sohn durch Gottes Gnade den Weg zur Seligkeit wiedergefunden hat, wo ich den lieben Gott öfters um gebeten habe, er möchte ihn doch nicht lassen verloren gehen. Ich hatte ihn in Tugend und Gottesfurcht und Gebet mit Gottes Hilfe so weit erzogen; Satan hat ihn überwältiget, und er hatte vergessen, daß es heißt: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren; und so hatte er sich zwei Jahre von mir entfernt. Aber mein Herz war stets bei ihm im Gebet. Früher war er immer ein gehorsames Kind, hatte Freude am Gebet. Ehe der Krieg angieng, hatte ihn schon sein Gewissen gemahnt; und er kam auf Urlaub; da sagte er, er hätte keine Ruhe mehr gehabt, er hätte nach Hause müssen, man wüßte nicht, was vorgehen könnte, als wenn er eine Ahnung von seinem Tode gehabt hätte. Wir haben auch noch einige Briefe aus dem Lazarete erhalten, in denen er schrieb: Trauert nicht so viel um mich, denn ich bin es ja nicht allein; es ist ja Gottes Wille, ohne den kein Sperling von dem Dach und kein Haar von unserm Haupte fällt; ich habe mich in den Willen Gottes ergeben, und wenn

es auch der Tod ist.“ Und in dem Briefe seines Bruders heißt es: „Ich habe mit weinenden Augen Gott dem Allmächtigen gedankt, daß er ihm seine Schmerzen gelindert und ihn zu sich genommen hat dahin, wo ewiger Friede wohnt. Gott wolle auch uns dereinst, wenn unser letztes Stündlein erscheint, zu sich nehmen, da wo wir ihn schauen von Angesicht zu Angesicht.“

---

30. Der Katechismus in den letzten Stunden.

In deine Hände befehl ich meinen Geist! Psalm 31, 6.

Auf dem Schlachtfelde von Sedan lagen viele theure Opfer des großen Siegs. Ein Sohn des preußischen Kriegsministers, Hauptmann von Roon von der Garde-Artillerie, war durch einen Schuß in den Unterleib schwer verwundet, legte aber inmitten großer Schmerzen das freudigste Bekenntniß eines demüthigen und starken Christenglaubens ab. Sein Bruder war auf die Nachricht von seiner Verwundung herbeigeeilt und in seiner Gegenwart empfieng er das heilige Abendmahl. Tief ergreifend war der Augenblick, als er mit lauter Stimme begann: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen theuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben; auf daß ich sein Eigenthum sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und

Seligkeit, gleichwie er ist auferstanden vom Tode, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr!“ Das sei sein Bekenntniß, erklärte er, darauf wolle er sterben, darin hoffe er auch selig zu werden. Den Tag darauf nahm er Abschied von seinem Vater und zwei Tage darnach ist er in den Armen seines Bruders und unter den Gebeten der Umstehenden sanft entschlafen.

Einer der Verwundeten von dem Tage bei Sedan war ein junger Kaufmann, Ludwig Streeb aus Nürnberg, der in unsrem Krankenhaus zu Heilbronn starb. Mit seinem Bruder war er als Einjährig-Freiwilliger ausgezogen mit gutem Muthe und frischer Kraft; aber auf jenem Ehrenfelde ward der Arm, den er zum Streite ausgereckt, zerschmettert, und die Brust, welche für das Vaterland schlug, wurde zwiefach getroffen und verletzt. Ach wie schrecklich war der Arme, als er bei uns ankam, bereits von seinen Wunden hingenommen, und doch war der Hoffnungsfunke noch nicht verschwunden, daß das Leben gerettet werden könnte! Er war ein lebensfroher Jüngling, der selbst in diesen Schmerzensstunden einen kleinen Scherz liebte, aber dennoch trank er auch da nie seinen Kakao zum Frühstück, ohne zu der pflegenden Diakonissin zu sagen: Beten Sie zuerst das Morgengebet! Als aber eines Tags Professor Dr. Bruns von Tübingen auf einer Rundreise durch die Lazarete ihn untersuchte, bemerkte Streeb an einer Achselbewegung des Arztes wohl, wie sein Urtheil lautete. „Schwester, ich muß sterben!“ sagte er alsbald nachher; und als eine Weile hernach die Diakonissin fragte: „Was soll ich Ihrer Frau Mutter sagen, wann sie kommt?“ antwortete er: „Meine Mutter wird die Reise nicht mehr machen, aber grüßen Sie meine Mutter und sagen ihr, der liebe Gott werde auch weiter ihre Hilfe sein!“ Die Ruhr zehrte seine Kräfte rasch vollends auf. In der letzten Nacht war die Wache an einem männlichen Pfleger, als aber die

Diakonissin sich um 11 Uhr entfernen wollte, sagte er: „Bleiben Sie hier, gehen Sie nicht fort; beten Sie mit mir!" Nun betete sie einzelne Verse aus dem Lied: O Haupt voll Blut und Wunden! Er aber betete nun in der Stille auch, und wiederholte öfter die Worte: „Vergib mir alle meine Sünden, nimm mich in Gnaden an um Jesu willen!" Um 3 Uhr Morgens sagte er: „Der Tod rückt näher, jetzt muß ich sterben; — — tröste, lieber Gott, meine Mutter, vergib mir alle meine Sünden — —; ich bitte Dich, daß Du mich von allem Uebel Leibs und der Seele, Guts und Ehre erlösest, und zuletzt, wenn unser Stündlein kommt, ein seliges Ende beschereſt, und mit Gnaden aus diesem Jammerthal zu Dir nehmest in den Himmel! — — — Sei mir Hort und Schirm und Schild, — tröste meine Mutter, wann sie die traurige Botschaft empfängt." — Morgens 6 Uhr sprach er noch das Wörtlein: In Deine Hände befehle ich meinen Geist! und ist so hinübergegangen in das Land der Verheißung. Die Morgensonne leuchtete auf, als sein Aug im Tode brach, und als sie untergegangen war, hatte die betrübte Wittwe die traurigste Kunde, welche ein Mutterherz verwunden kann. Er ward in Nürnbergs Erde eingesenkt.

Wenn man oftmals bemerken wollte, daß die Empfänglichkeit für Gottes Wort bei den Leuten aus den gebildeten Ständen eine kleinere gewesen, als bei den Söhnen aus dem gewöhnlichen Volke, so sehen wir hier mit desto größerer Lust den Grafensohn aus Norddeutschland und den Wittwensohn aus Süddeutschland ihren gemeinsamen Trost im Katechismus finden, der für Groß und Klein eine Bibel im Kleinen ist, und von dem ein Luther bekannte, er habe ihn nie ausgelernt.

31. Das selige Ende eines Kriegers.

Ich habe einen guten Kampf gekämpfet! 2 Tim. 4, 7.

Eine bayerische Krankenpflegerin schreibt unter dem 7. Oktober 1870 nach einer Mittheilung in den Puckenhofer Blättern: Ich habe unter vielen andern Kranken die Pflege eines typhuskranken Unteroffiziers übernommen, der schon im Jahre 1866 sich ausgezeichnet und diesmal in der Schlacht bei Sedan sich das Eiserne Kreuz erworben hat. Er war bei der dritten Holsteinischen schweren Batterie, und nachdem alle seine Kameraden gefallen waren, behauptete er allein sein Geschütz und bediente es weiter, ohne im stärksten Feuer von einer Kugel getroffen zu werden. Den hier glücklich mit dem Preis des Eisernen Kreuzes Entkommenen überfiel diese böse Krankheit. Nach allen Strapatzen im Biwak war er wie im Himmel, als er hier ankam. Schon unterwegs soll er sich erkundigt haben, ob hier doch Schwestern seien; als ich ihm zu Bette half, fragte er mich, während er kaum sitzen und sprechen konnte, ob ich evangelisch wäre; da ich mit Ja antwortete, war er sehr erfreut, daß ich doch mit ihm beten könnte. Es war Abend, als er mit den andern Typhuskranken ankam und bald läutete auf unsrer Kapelle die Vesperglocke. In großer Schwachheit faltete er die Hände und sah mich flehend an, ich möchte beten. Ich that es und betete das Lied: Ach bleib mit deiner Gnade. Als ich später wieder an sein Bette kam, verlangte er's auf dieselbe Weise und ich betete mit ihm das Lied: „Gott ist und bleibt getreu," wofür er sehr dankbar war und mit dem Kopf und seinen lebhaften fiebrigen Augen nickend einstimmte, da sein Mund ganz vertrocknet war, so daß ihm das Sprechen schwer wurde. Er fragte weiter, ob ich nicht sein Lieblingslied kenne, das seine Churfürstin Louise gedichtet und er

schon als Chorschüler gerne gesungen habe: „Jesus, meine Zuversicht;“ und ich betete auch dies mit ihm. Jedes Wort war ihm eine Labung und man konnte ihm anmerken, wie es seine Seele noch mehr als seinen schwachen Leib dürstete. Auch war er in allem so fertig und mit dem Geiste zum Himmel gerichtet, daß er mir und seinem Gotte auf jede Strophe ein freudiges Ja zunickte.

Sein Eisernes Kreuz, das er sich an seinem Rocke festgenäht hatte, mußte ich ihm wohl sichern; und als ich ihn in seinem Leidenskampfe einmal tröstete, daß ein Krieger ja wohl wisse, wofür er sein Leben lasse und er einen Heldentod sterbe, der gewiß vor Gottes Augen werth geachtet sei, nickte er mit seinen fieberhaft funkelnden Augen seine Einstimmung zu, hob wiederholt seine zitternden schwachen Hände und ließ sie wieder fallen, womit er sagen wollte: ich habe für's Vaterland gethan, was in meinen Kräften stand, aber nun überlasse ich es dem Herrn und seinen noch dienenden Heeren. Wohl wäre es ihm lieb gewesen, in der Heimat zu sterben; aber auch darein war er ganz freudig ergeben, als ich zu ihm sagte, daß Gott ja überall seine Todten fände und wir vor Gottes Thron die Unseren wieder sehen würden. — Von seinen Eltern sprach er immer mit großer Achtung. Als ich ihn fragte, ob ich denselben schreiben sollte, bat er mich, es noch zu lassen, vielleicht würde es bald besser. Er nahm willig und geduldig seine Arznei; ein Trunk Wasser war ihm immer eine Erquickung; seine Mahlzeit nahm er nicht, ohne zuvor die Hände gefaltet zu haben. Die Nacht war lang, und, als der Tag anfieng zu grauen, faltete er wieder die Hände und sah nach meinem Mund und ich betete mit ihm das Morgenlied: „Hüter, wird die Nacht der Sünden nicht verschwinden? Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Als ich es fertig gebetet hatte, fragte er mich, ob ich ihm diese Lieder nicht gelegentlich abschreiben möchte, und freute sich, als ich ihm antwortete, das ganze

Gesangbuch wolle ich ihm schenken, wenn er hier weggehen würde.

Am Morgen des 28. September dankte ich Gott, da es scheinbar besser mit ihm stand. Der Puls gieng ruhiger, das Fieber hatte nachgelassen; er freute sich auch auf die Mittagssuppe. An diesem Morgen schrieb er mir die Adresse an seinen Vater auf und übergab mir die Grüße an seine Eltern und Geschwister. Er freute sich auch über den Besuch unseres Herrn Oberlieutenants, dessen Liebling er war, und der, ihm die Backe streichelnd, sagte: Mein lieber guter Ritter darf nicht sterben, er muß sein Eisernes Kreuz auch mit nach Hause bringen. Wir faßten gute Hoffnung für seine Genesung; die Aerzte, die ihn besonders gern hatten, gaben sich alle Mühe, und ich pflegte unter Gebet und Flehen, ob es Gottes guter und gnädiger Wille wäre, ihn zu erhalten. Nachmittags stellte sich aber leider das Fieber wieder ein und nahm gegen Abend immer mehr zu. Der Mund wurde immer trockener und bedurfte von Minute zu Minute der Anfeuchtung; er phantasirte wieder mehr, und so trennte ich mich mit schwerem Herzen am Abend; mein Pflegekind dem Schutze Gottes befehlend, übergab ich ihn meiner Mitschwester. — Am Donnerstag, dem 29. September, Morgens war wieder einige Besserung eingetreten; doch ward er sich seiner Krankheit immer mehr bewußt, fühlte sich immer schwächer und seine Seele richtete sich entschiedener nach dem Himmel. Das Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht,“ das ich ihm bisher noch aufgehoben, konnte ich nun getrost mit ihm beten; jeder Zug seines Gesichtes wurde immer himmlischer, und ich würde mir Bedenken gemacht haben, ihn noch für dieses Leben zurückzuerbitten. Die Hände gefaltet, bewegte er mit lautlosen Lippen jedes Wort des ihm wohl bekannten Liedes. Er bedurfte nun fast nur noch Seelenspeise. Gegen Abend wurde das Fieber wieder stärker, und der Kranke blickte im Saale umher, ob er nicht

den Pastor sähe. Derselbe kam auch und reichte am selbigen Abende noch dem schwer Kranken das heilige Abendmahl. Das war ihm rechte Seelenarznei und Stärkung in der Hitze seiner Reise. Jedes Wort erfaßte er vom Munde des Pastors, und der Genuß des Leibes und Blutes seines Erlösers machte ihn fertig und bereit, wann der Herr nun kommen wolle. Auch die kommende Nacht hatte er viel Unruhe und Angst, viel Fieber und Durst. Bald setzte er sich auf den Rand des Bettes, bald legte er sich in das nebenstehende leere Bett; oft wollte er sich ankleiden und meinte, er müsse fort, bis er sich wieder besann und sich matt auf sein Bette legen ließ. Oft strich er sich über die Stirne, hauchend: ich weiß nicht, was mein Kopf nur will. Die kalten Umschläge am Kopfe warf er oft weg, oft waren sie ihm wieder eine Wohlthat, so daß er darum bat. Besonders bedurfte auch die heiße Brust der Kühlung und dankbar nickte er, so oft ich neuen Umschlag machte. — Freitag den 30. September. Immer war er noch kräftig genug, den Schleim heraufzuhusten, der sich im Halse sammelte, noch nahm er geduldig die Arznei. Ich fragte nach jeder überstandenen Nacht, ob der HErr noch andere Absicht habe. Ein Sträußchen aus unserem schönen Garten nahm er dankbar freundlich an. Er mühte sich den Tag hin: die Brust hatte zu arbeiten, hob sich hoch auf und nieder. Es wurde wieder Abend und wieder Morgen.

Sonnabends den 1. Oktober übernahm ich auch in meinen freien Stunden seine Pflege. Als mich der liebe Kranke am Morgen wieder sah, erinnerte er mich, an seine Eltern zu schreiben und ihnen wie seinen Geschwistern einen letzten Gruß zu melden. Der Durst wurde noch größer, die Hitze brennender. Und ob es währte in die Nacht und wieder an den Morgen, so klammerte sein Herz sich um so fester an Gottes treues Vaterherz an. Gebet war seine Arznei und ein Trostwort stets willkommen. Gieng

ich von seinem Bette zu einem anderen Kranken, so sahen seine Augen nach mir hin und her; kam ich wieder, so sah er nach meinem Munde, wandte sein Ohr zu mir und blickte nach oben. So gieng auch die Nacht vom Sonnabend hin und der Sonntag selbst; ich kam wenig von seinem Bette. Mit schwerem Herzen gieng ich Sonntag Abends, den 2. Oktober, von ihm, seinen Geist in des Vaters Hände befehlend. — Montag den 3. Oktober war mein lieber Kranker sehr schwach; das Athmen gieng sehr schwer; ich mußte ihm die Schweißperlen ein um's andere mal abtrocknen. Die Zunge war ganz braun, der Schleim löste sich nicht mehr: Ein Tropfen Wasser drohte ihn zu ersticken. Er merkte wohl, daß sein Ende nahe sei; um so brünstiger war sein Beten, um so fester hielt er sich an Gottes Wort. „Christus, der ist mein Leben und Sterben mein Gewinn;" das war in ihm „Ja und Amen." Nur einige Augenblicke leiblicher Erholung, und sein Geist verlangte wieder nach Gemeinschaft mit seinem Erlöser. Ich gieng und holte mir ein Kruzifix, das ich zu seiner Linken an die Wand hieng. Nun war alles gut, den Heiland im Herzen, sein Bild vor Augen, mein Mund an seinem Ohr. Ich betete: „Freu' dich sehr, o meine Seele, und vergiß all Noth und Qual." Als ich zum sechsten Vers kam: „Drum HErr Christ, du Morgensterne," sah er bald nach meinem Munde, bald nach dem Kruzifix, fieng mir die Worte ab und winkte sie gleichsam seinem Heilande zu. Der siebente Vers: „In dein' Seite will ich fliehen auf deinem bittern Todesgang, durch dein' Wunden will ich ziehen in mein himmlisch Vaterland" und der achte Vers: „Ob mir schon die Augen brechen," waren ihm recht aus Grund der Seele gesprochen. Während seine Brust nicht schnell genug Athem holen konnte, waren seine Augen fest auf das Kruzifix gerichtet. Ganz verklärt sah er aus und gieng, wie auf einer Leiter, von einer Stufe zur andern in den Himmel. So betete ich das Lied: Him-

melan geht unsre Bahn. Nach diesem folgt in unsrem bayrischen Gesangbuch das schöne Lied, das ich mir erst leise durchlas, bis mein selig Sterbender schon wieder nach meinen Lippen sah: „Ich geh zu deinem Grabe, du großer Osterfürst, weil ich die Hoffnung habe, daß du mir zeigen wirst, wie man kann fröhlich sterben und fröhlich auferstehn, auch mit den Himmelserben in's Land des Lebens gehn." Er hatte keine Furcht vor'm Grab, weil sein Erlöser auch darin gelegen.

Nur einen Tropfen Wasser auf die trockenen Lippen und einen kalten Umschlag auf die noch heiße Brust, dann schlug ich das Blatt meines Gesangbuches um und hatte das Lied: „Wer sind die vor Gottes Throne, was ist das für eine Schar?" Ich betete laut —: „träget jeder eine Krone, glänzen wie die Sterne klar; Hallelujah singen all, loben Gott mit hohem Schall. V. 2: Wer sind die, so Palmen tragen, wie ein Sieger in der Hand, wann er seinen Feind geschlagen, hingestrecket in den Sand? welcher Streit und welcher Krieg hat gezeuget diesen Sieg? V. 4: Es sind die, so wohl gerungen für des großen Gottes Ehr, haben Welt und Tod bezwungen, folgend nicht dem sünd'gen Heer; die erlangen auf den Krieg durch des Lammes Blut den Sieg. V. 10: Daß mein Theil sei bei den Frommen, welche, Herr, dir ähnlich sind, daß auch ich der Noth entnommen, als dein dir getreues Kind dann, genahet zu dem Thron, nehme den verheißnen Lohn. V. 11: Welches Wort faßt diese Wonne, wann ich mit der heil'gen Schar in dem Strahl der reinen Sonne leuchte wie die Sterne klar! Amen, Lob sei dir bereit, Dank und Preis in Ewigkeit!" — Jetzt war sein Blick nicht mehr nach dem Kruzifix gerichtet, sondern dahin, da sein Geist und seine ganze Seele hinstand; sein Auge sah nach oben. Mir war es, als wäre das Bette umgeben von den Engeln Gottes und als sollte ich davon gehen. Ich befahl wieder und zum letzten male

seinen Leib und seine Seele in Gottes treue Hände. Es war Mittags 12 Uhr. Kaum war ich in dem Speisesaal angelangt, so folgte der Krankenwärter nach und meldete: „Unser Herr Unteroffizier ist gestorben.“ Es wurde mir ganz leicht um's Herz, daß dieser Kampf beendet und ein solcher Sieg errungen war. Ja, dieser Krieger hat in jeder Beziehung einen guten Kampf gekämpft und gewiß die Krone des ewigen Lebens davon getragen.

---

32. Winter und Weihnachten.

Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein! Jesaj. 43, 1.

Alle evangelischen Herzen waren in den Tagen der Belagerung von Paris 1870 und 1871 mit vollster und innigster Theilnahme dem deutschen Häuflein zugewendet, das noch drin war und ausharren mußte. Wie es der Hügelgemeinde ergieng, davon berichten die Pariser Prediger unter anderem Folgendes.

„Der Winter nahte heran. Jeden Morgen kamen die Kinder zur Schule, und jeden Morgen war ihr zum Frühstück mitgebrachtes Stücklein Brot etwas kleiner. Man sah keine großen weißen Brocken mehr auf der Erde herumliegen, wie in frühern Zeiten, und bald war ein Stück schwarzes Brot ein beneideter Leckerbissen. Als die große Kälte eintrat, blieb die Wohnstube mancher Familie unserer Gemeinde ungeheizt, und wir verdanken es der Vorsicht unseres Lehrers, daß wir nicht auch frieren mußten. Er hatte noch zeitig genug für Brennmaterial gesorgt, und so konnten wir doch unsern Kindern eine gutgeheizte Schulstube anbieten. Im

Saale der Kleinkinderschule hielten wir während des Winters meistens auch unsere Gottesdienste. Die Kinder hatten sich bald an den Kanonenlärm gewöhnt, und ließen sich dadurch in ihrem Unterricht und in ihren nun den Hügel wieder belebenden Liedern nicht stören.

Ein besonders trüber Schleier lag auf den Taufen jener Tage. Brachte man heute ein Kindlein, um es durch die heilige Taufe dem dreieinigen Gott zu weihen, so brachte man's wohl bald wieder, um es nach einem letzten Segen der Erde zu übergeben. Ach, sie sind nicht zahlreich, die Kinder, die zur Belagerungszeit geboren, und die nicht nach dem Friedhofe getragen wurden!

Inmitten dieser Leidenszeit feierten wir ein schönes, reich gesegnetes Weihnachtsfest. Es ist möglich, mit wenigem die Kinder zu erfreuen, und unsere Hügelkinder sollten auch dieses Jahr das Christfest nicht entbehren. Pastor und Lehrer machten sich eifrig an's Werk. Auf dem Hügel stand ein alter Tannenbaum, der schon früher zu einem Feste gedient, den man wieder gepflanzt und welcher Wurzel gefaßt hatte. Das war nun ein gefundenes Gut. Er wurde verziert und voller Wachskerzen zur Kirche gebracht. Auf einem Tisch war für jedes Kind ein kleines Geschenk bereitet, und es war selbst gelungen, jedem ein — etwas theuer bezahltes — Stück Lebkuchen beilegen zu können. So fehlte nichts zu einem Kinderfeste, das ja immer zugleich ein Fest der Erwachsenen ist.

Am Christabend versammelten sich Eltern und Kinder in der hellerleuchteten Kirche, und auch die genesenen Verwundeten aus dem Lazaret wurden zugelassen. Das „Ehre sei Gott in der Höhe" erscholl in festlicher, aber auch in gar ernster Freude, denn die Hunderttausende, die sich draußen feindlich gegenüber standen, schienen dem Engelsgesang: „Friede auf Erden!" Hohn zu sprechen, und die Verwundeten in unserer Mitte waren ein lautes Zeugniß

dafür, daß diese Welt den Frieden nicht geben kann. Die Weihnachtspredigt von der Geburt dessen, der da heißt „Friedefürst,“ wies auf den wahren Friedenspender hin, der auch mitten im Kriege den Frieden gibt, den die Welt nicht nehmen kann.“

Desto lieber wird den bedrängten Scharen der Friede geworden sein, als er nun wirklich kam; und desto weniger werden sie sich inskünftige zu der Täuschung verleiten lassen, den wahren Frieden hienieden zu suchen.

---

33. Das Evangelium an der Todtenbahre.

Was willst du, daß ich dir thun soll?
— Herr, daß ich sehend werde!
Marci 10, 51.

Es gehört zu dem Wunderbaren der schauerlichen Maitage 1871 in Paris, daß die Männer der Commune, welche zum größten Theil von Haß auch gegen die Religion beseelt waren, dem Protestantismus noch mit Achtung und zum Theil mit Wohlwollen entgegenkamen. Wie unter solchen Umständen die evangelischen Geistlichen ihren katholischen Amtsgenossen zu Hilfe kamen, zeigt der Besuch Pressensé's beim Erzbischof im Gefängniß; wie sie Leben predigten am offenen Sarg, beweist folgende Erzählung.

Eines Tags sollte ein Nationalgardist beerdigt werden. Die Bahre stand da, dreihundert Kameraden um sie her; die Fahnen wehten, die Musik fieng an zu spielen, als die arme Wittwe des Gefallenen erschien und ohnmächtig wurde, weil sie keinen Priester zur Begleitung sah. So entstand ein kleiner Aufschub, die Frau kam wieder zu sich und bat, es möchte doch am Grabe ein Gebet gesprochen werden.

Die Garden waren bereit, zu einem protestantischen Pfarrer zu schicken; die Frau war's zufrieden, und nach einer Weile erschien Wilhelm Monod. Er las das zehnte Kapitel des Evangeliums Johannis und redete darauf zu den „Bürgern und lieben Brüdern" von der Gnade Gottes, die den Herrn Christum für uns sündige Menschen in den Tod gebracht hat. Nicht zehn unter den dreihundert konnten ihre Thränen zurückhalten; mancher sagte: „das ists, was ich unter der Religion Christi verstehe." Dann nahm man den Sarg auf, die Musiker ließen ihre leichten Melodieen weg; still und ernst ward der Todte zur ewigen Ruhe getragen.

Diese ergreifende Geschichte bietet ein Bild von Frankreich. Könnte die sonst hochbegabte Nation sich dem guten Hirten zuwenden, der sein Blut vergossen hat auch für die verirrten Schafe, so wäre ihr geholfen. Wir wollen den Herrn bitten, daß er selbst an das Siechbette des kranken Volkes trete und mit der lauteren Stimme seines Evangeliums ihm zurufe: Stehe auf und wandele!

---

34. Ein deutsches Sterbebett in Paris.

Ich liege und schlafe ganz mit Frieden!
Psalm 4, 9.

Von dem Frieden Gottes, der im Getümmel der Welt am erquickendsten sich zeigt, berichtet Pastor Weber in Paris, ein Elsäßer, welcher während der Belagerung auf dem Hügel der Villette den Gottesdienst versah, ein gar freundliches Beispiel.

„Als ich eines Tages durch die Straßen der Villette gieng," erzählt er, „sah ich einen Verwundeten auf einem Wagen. Zuerst hielt ich ihn für einen französischen Sol-

daten, da seine Mütze denjenigen unserer Seesoldaten ähnlich war. Als ich mich aber näher erkundigte, erfuhr ich, es sei ein in einem Gefecht der Vorposten bei Drancy verwundeter Preuße aus der Rheinprovinz. Ich näherte mich ihm und redete ihn in deutscher Sprache an. Sein Blick strahlte vor Freude und Dankbarkeit, als er den lieben Laut der Muttersprache hörte. Wir brachten ihn in ein Lazaret, dessen Direktor ein freundlicher, wohlgesinnter Mann war. Er war schwer verwundet, an der linken Achsel und am rechten Knie, und der Arzt hatte wenig Hoffnung auf Genesung.

Vierzehn Tage lang litt der arme Dulder auf seinem Schmerzenslager. Und er litt nicht nur am Leibe, sondern auch am Herzen, denn er hatte eine liebe Frau zu Hause, und seit seinem Abzug war sein einziges Kind gestorben. Dennoch hörte man nie eine Klage aus seinem Munde; und außer den Fieberstunden, wo er die Besinnung verlor, war er beständig voller Ergebung und Geduld. Die französischen Verwundeten hatten ihn sehr lieb gewonnen, und nahmen sich seiner mit der ihnen eigenen Leutseligkeit und Gutmüthigkeit an, und die am Lazaret Angestellten verpflegten ihn wo möglich noch mit größerer Sorgfalt und Zuvorkommenheit, als die Franzosen.

O welch ein Glück für den sterblichen Menschen, eine ‚unsterbliche Hoffnung' zu haben! Diese Hoffnung hatte unser Verwundeter; er hatte den Frieden mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum und sah getrost dem Tode entgegen. Als er seine Kräfte schwinden fühlte, sprach er eines Tages zu mir, indem er seine schon tief eingefallenen Augen glänzend öffnete: ‚Herr Pastor, wann ich nun gestorben sein werde, so schreiben Sie an meine Frau und sagen ihr, ich wäre ruhig gestorben, im Vertrauen auf Gott und Christi Blut.'

Mitten in den Leiden trat ihm oftmals das Bild der

Heimat vor die Augen und er dachte ganz insbesondere an das gute, frische Wasser seines Dorfes. Dies Wasser, meinte er, müßte ihm aufhelfen, wenn er nur ein einziges mal davon trinken könnte. So machte er in den letzten Tagen seines Lebens eine beinahe übermenschliche Anstrengung, um seinem Vater und seiner Frau zu schreiben, sie möchten ihm doch ein Fäßchen voll frischen Wassers zuschicken! — Doch kannte er zu seinem Glück und Heil auch die Quelle, die zum wahren, ewigen Leben tränkt. Er begehrte das heilige Abendmahl. Niemals werde ich den erhebenden Eindruck dieser Feier vergessen. Die Verwundeten, lauter französische Katholiken, beobachteten die vollkommenste Stille, und die Eigenthümer und Angestellten des Lazarets hatten sich um das Bette des Kranken versammelt und wohnten mit sichtlicher Rührung dieser Feier in fremder Sprache und wohl auch fremdem Glauben bei. Heilige Andacht und himmlischer Friede erleuchteten unseres Kranken Angesicht. Es war Sonntag Abend. Am Montag Morgen hatte er überwunden.

Den unermüdlichen vielfachen Bemühungen des Lazaretdirektors, der eigenes Geld dazu legte, haben wir's zu verdanken, daß der Leichnam des Verstorbenen losgekauft und in aller Ordnung beerdigt werden konnte. Die genesenden französischen Soldaten ließen sichs nicht nehmen, die Leiche des deutschen Soldaten nicht allein zur Hügelkirche, sondern auch bis zum entlegenen Friedhof von Belleville zu begleiten. Da war die lange, gemeinsame Todtengrube der gefallenen Soldaten, deren Leichenzüge der Friedhofwächter mit dem leider allzu oft zu wiederholenden Rufe: Une victime! ‚Ein Opfer!' anzumelden pflegte. Da liegen sie, Freund und Feind, neben einander und warten auf den großen Tag der Auferstehung!"

---

35. Jesu, meine Freude!

Sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn! Psalm 27, 14.

Als Pfarrer Dr. Mayer aus Lyon, der bewährte Zeuge deutsch-evangelischen Christenthums auf französischem Boden, im Herbst 1871 zu Stettin vor den Vertretern des Gustav-Adolf-Vereins berichten sollte über seine Erlebnisse im Kriegsjahr, erzählte er:

„Als am 4. September die Republik in Lyon zuerst proklamirt worden war, und ich über die Straßen und Plätze der Stadt nach unserer Kapelle zugieng, da klopfte mir das Herz; denn ich sah schwarze Wetterwolken hervorbrechen. Ich fragte mich im Stillen: Wird auch jemand da sein? Wird es jemand gewagt haben, zum Hause Gottes zu kommen? Zu meinem großen Erstaunen sah ich: die Kapelle war gefüllt. Wir fiengen unsern Gottesdienst mit Zagen an. Draußen ließ sich Donnerschall und lärmendes Geräusch vernehmen. Plötzlich wurde unsere Thür von Kolbenschlägen getroffen. Ich mußte mit der Predigt innehalten, und wir fiengen an zu singen:

Unter Deinem Schirmen
Bin ich vor den Stürmen
Aller Feinde frei;
Laß von Ungewittern
Rings die Welt erzittern:
Mir steht Jesus bei.
Ob es jetzt gleich kracht und blitzt,
Ob gleich Sünd und Hölle schrecken:
Jesus will mich decken.

Als der Vers zu Ende gesungen war, da war es wieder stille geworden, und wir konnten ruhig fortfahren und unsern

gewöhnlichen Gottesdienst vollenden. — Es ist wahr, wir haben von jenen Tagen an bis zum Schluß des Friedens und noch später uns jedesmal in Angst und Zagen versammelt. Wir sind zu verschiedenen malen gewarnt worden, wir könnten überfallen werden. Ich als Pfarrer mußte es natürlich für meine Pflicht halten, so lange eine Gemeinde da war, ihr auch zu predigen. So lange Seelen da sind, die da hungern und dürsten, soll ihnen auch das Brod des Lebens ausgetheilt werden; so lange Seelen da sind, welche sich fürchten und zu Gott beten wollen, will ich bei ihnen sein. Es ertönte mir immer in meinen Ohren, wenn man mir zurief: Es ist Gefahr! das Wort Jesu: „Der Miethling aber schleicht davon ..." und ich wollte doch kein Miethling sein. Ich selbst bin verwundert gewesen, wie die Gemeinde in dem Vormittagsgottesdienst so zahlreich — des Abends, vielleicht aus Furcht, weniger zahlreich — zusammenkam und wir dann anfiengen zu beten. Wir haben es erfahren: Noth lehrt beten! Wir haben aber auch erfahren: Wer beten kann, der ist ein Mann. Wo man betet, ist der Herr da, und wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schutz des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Du bist meine Zuversicht, meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!

Besonders traurig ist für uns das Weihnachtsfest gewesen. Am heiligen Abend wurde ich Nachmittags zum dritten male verhaftet. Ich hatte am Christtage zweimal zu predigen und bat, man möchte mich frei geben und nach Hause lassen, um meine Predigt für's morgende Fest fertig zu machen. Die Bitte konnte nicht gewährt werden, und als ich Abends spät entlassen wurde und nach Hause kam, da war es mir auch nicht so recht zu Muthe, als ob ich noch studiren könnte. Es blieb mir noch der andere Morgen. Als wir am Weihnachtsmorgen in der Kapelle versammelt waren, wollte es freilich nicht recht gehen mit dem

„Hallelujah, denn uns ist heut ein göttlich Kind geboren!“ Aber wir fiengen an:

Weicht ihr Trauergeister,
Denn mein Freudenmeister,
Jesus, tritt herein.
Denen, die Gott lieben,
Muß auch ihr Betrüben
Lauter Zucker sein.
Duld ich schon hie Spott und Hohn,
Dennoch bleibst du auch im Leide,
Jesu, meine Freude!

Und es ist noch ein schönes Weihnachtsfest geworden, wie ich glaube, für manche Seele zum Segen. Denn ist solche Zeit, so wird es wahr: die Anfechtung lehrt auf's Wort merken! Wenn unser Gottesdienst fortgewährt hat, wenn die Versammlungen trotz der Vertreibung der Deutschen keine so großen Lücken gezeigt haben, so schreibe ich es hauptsächlich dem zu, daß sie in jener Zeit das Gebet nicht vergessen, daß sie den Gottesdienst nicht gering geachtet haben. Sie fühlten ein Bedürfniß, sich an den Heiland anzuschließen, weil alle Stützen wichen, weil alle Mauern, an die sie sich lehnen konnten, zerbrachen.

Endlich als am 20. März, am Sonntag Abend, eben da wir in der Kirche versammelt waren, der Aufruhr ausgebrochen war, als wir die Kanonen donnern und das Gewehrfeuer krachen hörten, als wir das Geschrei der Kämpfenden vernahmen, da flüchteten wir uns wieder zu dem Liede und sangen:

Trotz des Feindes Lauern,
Trotz des Todes Schauern,
Trotz der Furcht dazu!
Tobe, Welt, und springe,
Ich steh hier und singe

In gar sichrer Ruh.
Gottes Macht hält mich in Acht:
Erd und Abgrund müssen schweigen,
Und vor ihm sich neigen!

Manche von denen, die versammelt waren, hatten einen gefährlichen Weg nach Hause, und manche von ihnen konnten gar nicht mehr nach Hause kommen: sie mußten bei Freunden übernachten. Aber keiner der Unserigen ist verletzt worden und keinem der Unsern ist ein Leid geschehen."

Wie herrlich hat sich in diesen Erlebnissen das schöne Lied der lutherischen Kirche „Jesu, meine Freude" bewährt, und wie lieblich hat sich das Wort des Verfassers, Johann Frank, in der Gemeinde zu Lyon erfüllt: „Das Lied ist die Säugamme der Frömmigkeit, eine Heroldin der Unsterblichkeit, eine Mehrerin der Fröhlichkeit, eine Verstörerin der Traurigkeit und ein Vorschmack der himmlischen Herrlichkeit!"

---

36. Die Goldvögelchen.

Siehe, des Herrn Auge siehet auf die so ihn fürchten! Psalm 33, 18.

Es waren Zeiten der größten Angst und Noth, als in dem Kriegssturm die Deutschen aus Lyon vertrieben wurden, und dennoch Arme und Kranke genug zurückblieben. Wittwen und Waisen, Lahme und Krüppel, Kranke aller Art hatten in dieser Zeit keine Zuflucht, als die zu ihrem Pastor. Wenn sie dem ehrwürdigen Knecht Gottes erklärten, daß sie vor Hungers sterben müßten, wenn er ihnen nicht beistünde,

war ihm klar, daß er eintreten müßte, und doch wußte er meist nicht, wie er dies ermöglichen sollte.

Doch der Herr im Himmel, dem auch das Silber und Gold der Erde zugehört, zeigte auch hier Wunder der Barmherzigkeit. So kam einmal ein Brief mit einem Zwanzigfrankenstück. Man wisse, hieß es darin, daß die deutschen Armen in größter Noth seien und daß es ihm an allen Mitteln für sie fehle. Er theilte diese Gabe aus. Nach zwei oder drei Tagen kam das Goldvögelchen wieder und so einige Wochen lang. Der Pfarrer hätte natürlich gerne gewußt, wer der Absender des Briefes wäre, und fragte die Pförtnerin: wer hat diesen Brief gebracht? Eine schwarzgekleidete Dame, hieß es, aber man kannte sie nicht. Da sie gewöhnlich am Dienstag wiederkam, beauftragte er einen Knaben, Acht zu geben. Es stellte sich heraus, daß es eine Französin war und nicht von unserer Confession. — Jetzt mußte er sich sagen, daß der Herr, welcher die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, auch der Franzosen Herz zu seiner deutschen Gemeinde geneigt habe. Viel Liebe und Treue ließen sie dieselben in aller Stille erfahren, haben ihnen zu essen angeboten und sind mit vielen Verwiesenen bis zur Eisenbahn gegangen. Eine Familie bot der leidenden Frau des Pfarrers, die einen Landaufenthalt nöthig hatte, mit aller Freundlichkeit ein prächtiges Landhaus an, um sich daselbst zu erholen. Sie machte dankbar Gebrauch davon; — es war abermals eine katholische Familie.

Das waren Lichtpunkte in den dunklen Wintertagen. Es fehlte mit nichten an handgreiflichen Beweisen, daß man katholischerseits dem deutsch-lutherischen Gemeindlein den Garaus machen wollte; da tröstete der Herr bald mit Liebesworten, bald mit Wundererrettungen, bald mit — Goldvögelchen das Herz seines Knechts, und nicht nur einmal bewährte sich ihm das Wort: „Wenn jemandes Wege dem

Herrn wohl gefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden."

Es wird in den ersten Jahren nach dem Riesenkampf keinen geringen Muth erfordern, mitten unter den Wogen der nationalen Erbitterung der Franzosen und ihrem Geschrei nach Rache getrost zu stehen und den Tausenden von Deutschen, die wieder nach Welschland ziehen, Gottes Wort zu predigen. Desto mehr freuen wir uns der edlen Männer, die das wagen, und wie wir ihnen ermunternd zurufen: „Der Herr mit dir, du streitbarer Held!" so wollen wir für den Gang des Evangeliums in Frankreich unter Deutschen und Welschen herzinnig beten, und zu dem rufen, der in weltlichen und geistlichen Dingen wider alle Feinde seiner Kirche hilft:

Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeine,
Eile! Mit Hilf und Rettung uns erscheine!
Steure den Feinden: ihre Blutgedichte
Mache zu nichte!

Abschluß.

Wer ist auf Erden so wohl bewahret und so hohen Sinnes, der sich unterwinden wollte zu erzählen, wozu der Friede gut sei? Es ist wohl ein halb Himmelreich, wo Friede ist!

Luther.

1. Gottes Segen!

Die Freude am Herrn ist eure Stärke!
Nehem. 8, 10.

Mit Gott fang an, mit Gott hör auf,
Das ist der beste Lebenslauf!

Dies Wort hat sich im Kriege mannigfach bewährt. Zwei Beispiele hiefür folgen.

Ein ehrwürdiger Greis im Königreich Sachsen hatte seine vier ausmarschirenden Söhne am 29. Juli bis auf den Bahnhof von Chemnitz begleitet. Als sie in die Wagen kommandirt wurden, warfen sich die Vier mitten in der Menge dem alten Vater zu Füßen und baten um seinen Segen. Zitternd vor Freude und Schmerz legte der Alte den vier knieenden Söhnen die Hände auf's Haupt, während die Augen der Umstehenden sich feuchteten. Als er den Segen gesprochen hatte, rief er den Söhnen zum Abschied zu: „Und nun geht, meine Jungen, und schlagt euch tapfer für's deutsche Vaterland!"

Fürwahr, ein ergreifender Anblick für alles Volk und eine schöne Lehre: An Gottes Segen ist alles gelegen! — Dem christlichen Vater im Anfang des Kriegs stellen wir zur Seite einen jüdischen am Ende desselben.

Pastor Funke in Bremen berichtet: „Von all den Scenen des Wiedersehens war mir keine ergreifender, als die auf dem Bahnhof von Bielefeld am 6. Juni 1871. Indem wir langsam auf den Bahnhof fuhren, sehe ich da einen alten sehr ärmlich gekleideten Juden stehen, einen Mann von hoher Gestalt, doch mit verwittertem Gesicht und langem grauem Bart. Sein großes Falkenauge ruhte wie durchbohrend auf den sich nähernden Militärwagen. Auf einmal zuckt und wetterleuchtet es wie ein heller Freudenschein über das tief durchfurchte Gesicht. Er stößt einen leisen Freudenschrei aus, — ‚Samu‘ verstehe ich und sehe, wie er einen Schritt vorwärts springt. Noch ein Augenblick, — der Zug steht noch nicht, — da fliegt die Thür eines Wagens auf, ein junger Musketier springt heraus und liegt im Nu dem alten Juden in den Armen. Wie der den Soldaten stürmisch und immer auf's neue wieder an seine Brust preßt, — was durch das Gesicht des Alten zuckte, — wie seine Thränen in den grauen Bart hinabrieselten, — wie er entblößten Hauptes zum Himmel hinaufschaute, während er die rechte Hand auf das Haupt des Soldaten legte: — das werde ich mein Leben lang sehen, aber beschreiben kann ich's nicht. Mehrere male wollte der Alte etwas sagen, das merkte man an den zuckenden Lippen; allein die Bewegung des Herzens erstickte seine Stimme. Endlich bekam er Luft und rief dann laut, tief aufathmend, aber doch mit einer kleinen Pause zwischen Wort und Wort: ‚Gepriesen sei der Allmächtige! Samuel! mein Sohn, Samuel! Es hat dich wiedergebracht der Gott Israels aus dem Grabe!‘ Und wieder preßte er ihn krampfhaft an seine Brust, und wieder flossen heiße Thränen in den grauen Bart; und nun sah man auch das Gesicht des Sohnes, der nicht minder schluchzte und weinte. Ich schämte mich nicht, daß ich mitweinte, und sah, daß auch manche Umstehende ihre Thränen nicht verbergen konnten.“

Ja wohl, der Herr, der Gott Israels, hat sein Volk, zu dem wir auch unser deutsches Volk rechnen, erlöset. Ihm sei Ehre!

---

2. Ein Opfer des Kriegs im Frieden.

Unsres Herzens Freude hat ein Ende
unser Reigen ist in Wehklagen verkehret
Klagelieder Jerem. 5, 15.

In der Mitte des Jahres 1871 fand in Gotha der Einzug des thüringischen Regiments statt. Auf der Straße, die vom Bahnhof nach der Stadt führt, hatten die Bewohner Gotha's eine Ehrenpforte errichtet. Die Soldaten waren bekränzt, die Regimentsmusik spielte lustige Märsche, das Volk jubelte und schwenkte mit den Tüchern.

Während hier das Leben im fröhlichsten Schwunge gieng, saß auf einer Treppenstufe des herzoglichen Schlosses ein alter Herr mit greisem Haupt, seinem Stand nach ein vermöglicher Privatmann. Er war in großer Aufregung und an allen Gliedern zitternd auf der Treppe niedergesunken. Der alte Herr bewohnte ein kleines Häuschen in der Nähe des herzoglichen Orangengartens mit seiner Frau und einer Dienerin seit dem Beginn des Kriegs allein. Sein und seiner Gattin höchster Stolz war der einzige Sohn Theobald, der, neunzehn Jahr alt, freiwillig in den Krieg gezogen war. Dieser Sohn war bei dem jetzt einrückenden Regimente gestanden und hatte in der ersten Kriegszeit sehr fleißig, seit den letzten sechs Wochen aber gar nicht mehr geschrieben. Was war aus ihm geworden? — In der furchtbarsten Angst war der alte Vater dagestanden und hatte sich fast die Augen ausgesehen, um seinen Sohn unter den

Einziehenden zu entdecken und ihn in die Arme der Mutter zu führen. Aber vergeblich. Seine Kräfte hatten ihn verlassen, als eben ein Adjutant des Herzogs herantrat, um sich in das Schloß zu begeben. Der alte Mann, welcher den Offizier wohl kannte, raffte alle seine Kräfte zusammen, stand auf und fragte ihn: „Herr v. Z., sagen Sie mir um Gottes Willen, was macht mein Sohn?" Der Adjutant zuckt die Achseln: „Er hat im Kampf für die Freiheit des Vaterlands den Tod gefunden." Lautlos sinkt der unglückliche Vater zusammen, der Schlag hat ihn getroffen: er ist todt. — Als man aber die Leiche in ihre Wohnung brachte, fand man die Mutter in — Freudenthränen, denn sie hielt in ihren Armen ihren Sohn.

Er hatte sechs Wochen lang im Lazaret krank gelegen, und die Aerzte hatten ihn völlig aufgegeben, doch die kräftige Natur hatte gesiegt. Um seine Eltern zu überraschen, hatte er nicht mehr geschrieben, sondern war am Einzugstage mit der Eisenbahn angelangt und unangemeldet bei der Mutter eingetroffen, die fast vor Freude gestorben wäre. Der Adjutant aber hatte vierzehn Tage zuvor von dem Oberarzt gehört, daß der junge Theobald nicht wieder aufkommen werde und glaubte ihn daher todt. Der Schmerz der Mutter und des Sohnes war grenzenlos. Statt des Sohnes trug man den Vater hinaus und viele Offiziere samt dem Adjutanten gaben das letzte Geleit.

---

3. Eine Reliquie.

Haltet fest an der Demuth!
1 Petr. 5, 5.

Unter den vielen kleinen Andenken des letzten Kriegs ragt eines hervor, welches uns nicht die deutschen Soldaten

mitgebracht, sondern die Franzosen selbst jüngst nachgesandt haben. Es ist der Brief, welchen Graf Bismarck am Tage nach dem Ereigniß von Sedan an seine Gemahlin geschrieben. Die Franzosen hatten ihn von Verdun aus abgefangen und neustens veröffentlicht. Da hat denn das Schreiben in den Blättern Frankreichs und Deutschlands die Runde gemacht: ein Muster von Einfachheit und Anschaulichkeit, Innigkeit und Gottesfurcht, für das wir dem Fürsten herzlich dankbar sind. Es lautet:

„Vendresse, 3. Sept.

Mein liebes Herz! Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heut zurück, und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir gegen 30,000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar-le-Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generälen über die abzuschließende Capitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit 3 Adjutanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien, und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Maj. 3 Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Orte an der Maas dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen 6 Franzosen, von mir und von Carl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen

Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Carl, der meldete, es sei ärmlich und unrein; n'importe,*) meinte Napoleon, und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß in's Gevierte, mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Contrast mit unserm letzten Beisammensein, 67 in den Tuilerien!

Unsre Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Carl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Recognoscirung und entdeckten eine halbe Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Escorte vom Leib-Kür.-Regiment und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpfen die Capitulation, vermöge deren 40 bis 60,000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100,000 Mann und einen Kaiser. Heut früh gieng letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöh bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereigniß, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demuth danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letztern gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

---

*) Ist ganz eins!

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heut aus Deinen und Marie's Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphirt, und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Carl sah ich, beide Bülow wohl und munter. Leb wohl, mein Herz. Grüße die Kinder. Dein v. B."

---

4. Der gehört mir!

Lasset uns Gutes thun an jedermann,
allermeist an des Glaubens Genossen!
Gal. 6, 10.

In den „Bausteinen" aus Sachsen, einem edlen Blatt zur Förderung der innern Mission im Vaterlande, finden wir einen rührenden Zug, der wie manche andere uns nach dem Kriegsgewitter den Friedensbogen der Liebe erkennen läßt:

Eine geflüchtete Bauernfamilie bei Sedan hat bei ihrer Rückkehr kurz nach der Schlacht nur noch die leeren Wände ihres Hauses wiedergefunden, sich aber dennoch entschlossen, in Gottes Namen wieder da zu bleiben. Da fand man auf dem Grund und Boden des Bauern die Leiche eines deutschen Kriegers. „Der gehört mir!" rief der Bauer, der selbst evangelisch, in dem Gefallenen an dem Neuen Testament, welches er bei sich trug, einen evangelischen Glaubensgenossen erkannte. „Der gehört uns!" rief er, und erbat und erhielt die Erlaubniß, den Todten in seinem Garten zu bestatten. Dort begrub die Familie den Todten, in dem man jetzt einen jungen sächsischen Offizier erkannte, und schmückte sein Grab aufs schönste und sinnigste, des

eigenen lieben Sohns gedenkend, der im französischen Heere focht und um dessen Geschick niemand wußte. — Als der Vater jenes Offiziers später das Grab seines Sohnes aufsuchte, konnte er es selbst nicht schöner schmücken. Das Bild aber des jungen Offiziers, das ihnen der innig dankbare Vater zum Andenken ließ, hängt in der Stube des Bauern neben dem seines eigenen seitdem gefallenen Sohnes. Beide Bilder tragen gleichen Schmuck, und die Bauersleute nennen das Grab in ihrem Garten: notre souci „Unsere Sorge."

Daß unter und nach den tausend Sorgen des Kriegslebens und der Verheerung auch noch solche Liebessorge auf feindlichem Boden sich zeigte, ist ein köstlicher Erweis von dem Werthe des Glaubensbandes, das um die Seele sich schlingt, ohne durch Landesgrenzen und Kanonendonner sich erschüttern zu lassen.

5. Eine Freundschaft im Feindesland.

Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst! 1 Mose 28, 15.

Im tiefen Winter des Jahres 1870 stand in den deutschen Lazareten zu Troyes ein junger württembergischer Geistlicher, Wilhelm Keller, ausgesendet von einem christlichen Verein der Rheinprovinz. Auf jenem Vorposten im Feindesland blüht der Katholicismus im vollsten Weizen. Die Erinnerungen an die Bartholomäusnacht 1572 sind noch lebendig; ganz in der Nähe des Pfarrhauses standen die Mauern des Gefängnisses, und der Evangelischen, die mit Säbel und Hellebarde hingemordet wurden, waren so viele, daß der vorüberfließende Bach von dem Blute der Märtyrer geröthet wurde. Auch jetzt noch ist mit dem Haß

gegen die Deutschen der Abscheu vor den Protestanten so verbunden, daß man einen unsrer Geistlichen in einem Laden fragte: êtes-vous donc aussi chrétiens? „Sind Sie denn auch Christen?"

Keller wurde in einer angesehenen Familie einquartiert. Man kann sich denken, welche Aufnahme er zu erfahren hatte. Mit kühler Zurückhaltung nahm man den halbheidnischen Deutschen auf. Zwar erschien es dem Hause bald als keine kleine Wohlthat, durch die Anwesenheit des jungen Geistlichen von jeder sonstigen Einquartierung befreit zu sein, und man forschte nun unter der Hand, ob er denn auch wirklich Religion habe. Allein, daß er an Jesum glaube, das wollte diese sonst so gebildete Familie nicht aufkommen lassen. — Eines Tages aber brachte er ihnen die Uebersetzung des Liedes von unsrem seligen Albert Knapp:

Eines wünsch ich mir vor allem Andern:
Eine Speise früh und spät!
Selig läßt's im Thränenthal sich wandern,
Wenn dies Eine mit uns geht:
Unverrückt auf Einen Mann zu schauen,
Der mit blut'gem Schweiß und Todesgrauen
Auf sein Antlitz niedersank
Und den Kelch des Vaters trank.

Jetzt war das Eis gebrochen. Es bildete sich ein Band der Liebe zwischen den schroffen Katholiken und dem jungen Geistlichen. Man erwies ihm jede Gefälligkeit, und als es zum Scheiden kam, wurde durch einen Briefwechsel die aus Feindschaft geborene Freundschaft gepflegt; ein Blatt daraus in deutscher Uebersetzung ist folgendes:

„Mein lieber Herr Keller! Mein Sohn und Freund in Jesu Christo! Herzlichen Dank für Ihre freundliche Erinnerung und für Ihre Grüße an meinen Mann und mich. Wir erwidern dieselben aufs innigste gegen Sie und Ihre liebe Familie. Seien Sie immer glücklich in Gott und ge-

segnet von Ihm; dann dürfen Sie in Ihrem ganzen Leben sich an seine Vaterbrust legen und in alle Ewigkeit in seiner Liebe ausruhen. Aus Ihrem Brief habe ich die süße Jesusliebe herauslesen dürfen; bitten Sie den Herrn, daß ich sie fassen und erwidern könne. Ich bedarf diese Gnade so wohl, und habe so viel an mir zu arbeiten, um einen Blick, eine Freundlichkeit des göttlichen Kindes Jesu zu verdienen. Er verlangt freilich nur, daß ich ihm meine Liebe weihe, aber es will nicht recht gelingen. Mein Herz möchte mit ihm reden, und es kann nur stammeln. Ach ja, Ihre französische Mutter bedarf Ihrer Fürbitte wohl. Fahren Sie darin fort. Meine Gebete sind gar schwach und armselig vor dem Throne des Allmächtigen. Da ist es so gut, daß er sie in seiner Barmherzigkeit aufnimmt; besonders wenn ich mit ihm von Ihnen rede, dann hört sein Herz, welches Sie zärtlich liebt, freundlich auch mein Gebet. So freue ich mich, alle Tage an dem heiligen Jesusherzen mit Ihnen mich verbinden zu dürfen: das Gebet ist unser Stelldichein. Sie vergessen in Ihrem Gebete mein armes Vaterland nicht, o bitten Sie auch ferner um seine Bekehrung! Ihre französische Mutter und Freundin in Jesu — Luise Chapront."

Solche stillen Blätter dürfen wir wohl auch in die Wagschale legen gegen die Lärmposaunen der Tageszeitungen: Stürme reißen nicht nur welke Blätter ab, sie führen auch oft edlen Samen mit sich fort ins ferne Land.

---

6. Edle Bescheidenheit.

So ist weder der da pflanzt, noch der da begießt, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. 1 Kor. 3, 7.

Wenn der heilige Apostel die Nächstenliebe in die Worte faßt: „Einer achte den andern höher denn sich selbst!"

Philipper 2, 3. so denkt wohl mancher Leser, das sei schnell gesagt, aber schwer gethan, und er hat Recht. Aber möglich ist's, und wo es geschieht, hat jedermann eine Freude dran.

Als ein Feldgeistlicher einige Tage nach dem Gefecht von Le Bourget am 21. Dez. 1870 im Hotel Dieu — Spital — zu Gonesse in einem der saubern Krankensäle eine größere Zahl vom Elisabetregiment fand und diese „Elisabeter“ bedauerte, die in ihrer Vorpostenstellung besonders viel zu leiden gehabt, sagte einer der munteren Schlesier: „Wir Elisabeter sind nicht besser als die andern Kameraden, und wenn die Franzer — vom Franzregiment — uns nicht wären zu Hilfe gekommen, da wär' es noch viel schlimmer geworden.“ Ein Franzer im Zimmer richtete sich, auf seinen einzigen Arm gestützt, in die Höhe und meinte: „Wir Franzer haben's auch nicht gemacht; wär' die Artillerie nicht gekommen, da hätten die Franzosen auch uns doch noch abgeschnitten.“ Und ein Fußartillerist wieder lehnte für sein Theil die Ehre des Tages von sich ab und meinte, den reitenden Batterieen wäre es gelungen, die Franzosen zurückzutreiben und die Brüder zu retten.

Ein solcher Wettstreit ist herrlich, und wie er die Eintracht von Brüdern zeigt, so beweist er, daß Demuth und Gehorsam die schönste Zierde des deutschen Soldaten waren. Es gibt freilich Einen, dem man alle Ehre geben soll, den, von welchem Blücher einst sagte: „Es war des großen Gottes Barmherzigkeit!“ Und wir danken dem Herrn, daß auch dieses Bekenntniß im deutschen Kriege nirgends gefehlt hat. Einer der schönsten Fälle, wo unser deutscher Kaiser das ausgesprochen hat, war in Saarbrücken, als der Kaiser die bisherige deutsche Grenze wieder betrat und den Abgeordneten, die ihn zu begrüßen gekommen waren, folgendes sagte:

„Ich danke Ihnen für die mir dargebrachten Wünsche;

aber alles, was Großes erreicht, alle großen Erfolge, die wir errungen haben, sind, so sehr auch die unvergleichliche Tapferkeit und Hingebung meiner Armee und ihrer Führer anerkannt zu werden verdienen, dem Herrn über uns — nach oben zeigend — zu danken. Gott ist mit uns gewesen, und wie ich mich stets in kleinen und großen Dingen an ihn gewandt und auf ihn vertraut habe, so auch in diesem Falle, und er hat mein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen. Die Opferwilligkeit des ganzen Volkes hat hinter uns gestanden; sie hat mich und das Heer gestärkt und getragen. Aber wo so Großes erreicht werden soll, da müssen auch Opfer gebracht werden und Opfer fallen. Was welsche Klugheit und welsche Tücke auch ersonnen, um uns den Sieg streitig zu machen: sie sind der gerechten Strafe nicht entgangen. Möge der Himmel den Gefallenen ein barmherziger Richter sein! — Der Dank, den Sie mir ausgesprochen haben dafür, daß die Provinz vor schrecklichem Unglück bewahrt worden, gebührt dem, der da hinter mir steht, — hinter sich zeigend — meinem Sohne. Durch ihn sind die ersten glücklichen Erfolge erzielt; er hat den Feind zuerst an der Grenze geschlagen und verfolgt. Ich habe im ganzen wenig thun können; die verdienstvollen Männer um mich her, die Weisheit des Grafen Moltke und die Einsicht und Umsicht der Führer überhaupt, die haben die glücklichen Erfolge herbeigeführt, die erzielt worden sind."

---

7. Schlesiens Dank.

Opfre Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde! Psalm 50, 14.

Die Frauen Schlesiens veranstalteten zum Dank für die Heldenthaten des deutschen Heeres eine Sammlung für

das tapfere schlesische Königsgrenadier-Regiment Nro. 7 und stellten den Ertrag Seiner Majestät dem deutschen Kaiser zur Verfügung. Bei Ueberreichung dieser Dankesgabe wurde Folgendes von der Prinzessin Eleonore von Reuß, geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode, dem Kaiser vorgetragen:

In unsern Ohren klingen schon die Glocken,
Die Frieden tönten durch Dein ganzes Land
Und uns zu frohem, tiefem Danke locken
Für das, was uns gegeben Gottes Hand
Durch Dich, Du vielgeliebter Heldenkönig!
So laß auch Schlesiens Frauen heut' Dir nah'n,
Und was sie bringen, ob's gering und wenig,
O sieh die Liebe, die es brachte, an!

Wir dachten eine goldne Lorbeerkrone
Dir heut zu winden um Dein Heldenhaupt,
Da sahn wir schimmern hell vom Kaiserthrone
Den frischen Lorbeer, der es dicht umlaubt;
Und Thränen, die, von Engeln aufgefangen,
Im Königsauge schmerzgepreßt erblüh'n
Um seiner Kinder blut'gen Tod, die schlangen
Als Perlendiadem sich durch das Grün.

Zu solchem Glanz, zu solchen Reichskleinoden,
Was soll der Lorbeerkranz von gelbem Gold?
Und wir zerpflückten ihn, daß an dem Boden
Mit hartem Klange Blatt für Blatt hinrollt';
Sie rollten bis zu Deinen Füßen weiter,
Sieh hin, da liegen sie; nimmst Du sie auf?
Ja, nimm sie, ein Geschenk für Deine Streiter;
O, lege Deine Königshand darauf;

Die theure Hand, die wie mit Vatersegen
Geruht auf manches wunden Kriegers Hand;
Laß uns in diese Hand die Gabe legen,
Die Schlesiens Frauen heute Dir gesandt,

Sie möchten Dich erfreun in Deinen Kindern,
Den Schlesien, Preußen, Deutschland Vater nennt.
Dein Vaterherz wird Noth und Jammer lindern:
Wir dachten an Dein siebent' Regiment.

Dein Regiment, die Königs-Grenadiere,
Aus Schlesiens Söhnen haben wir ersehn,
Nicht daß ihm mehr an Ruhm gebühre,
Nein, weil es Deins, soll es für alle stehn.
Die Liebe, die wir alle zu Dir tragen,
Die Liebe, die Du Deinem Volke gibst,
Sie ist Dein schönster Kranz: noch Enkel sagen,
Wie Du, o Königsherz, die Deinen liebst.

Und Er, der Herr des Himmels und der Erden,
Der König, der die Seinen ewig liebt,
Der Held, der sich, damit sie selig werden
Am Kreuz, als Sieg der Liebe, für sie gibt,
Er sei mit Dir! — Du gibst Ihm gern die Ehre.
Er zog mit Dir zum ernsten heißen Streit,
Gab Sieg auf Siege Deinem Heldenheere:
Er sei mit Dir in Zeit und Ewigkeit!